Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 42 (1992)

Heft: 3/4

Bibliographie: Anzeigen = Notes bibliographiques

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ungen auf das bewusste Handeln sind datiert; sie werden lediglich stilistisch auf die Höhe gebracht. Was der Autor über die Kenntnisse der Massenvernichtung in der Öffentlichkeit mitzuteilen hat, übertrifft an keiner Stelle die Darstellung in Walter Laqueurs «The Terrible Secret». Dass Raul Hilbergs «The Destruction of the European Jews», ein Standardwerk zum Holocaust, unerwähnt bleibt, ist geradezu unbegreiflich.

Wer eine Studie über die Art und Weise, in der der Holocaust in das Geschichtsbewusstsein der Nachkriegszeit integriert wurde, was Titel und Untertitel übrigens nahelegen, wird enttäuscht. In dieser Hinsicht entspricht H. W. von der Dunks Arbeit den Erwartungen noch am wenigsten. Probleme der Aufarbeitung der NS-Vergangenheit und der Wechselwirkung zwischen Geschichtsbewusstsein und politischer Kultur werden kaum berührt. Erst gegen Ende seiner Studie kommt der Autor auf die «verbotene Schwelle», die Grenze, jenseits derer das unsägliche und kaum fassbare Grauen der Shoah sich jedem vernünftigen Begriffsvermögen zu entziehen scheint. «Auschwitz» ist nicht nur eine historische Tatsache, sondern auch ein Moment der europäischen Identität der Nachkriegszeit. Leider endet das Buch an dem Punkt, wo es anfangen sollte.

Leuven *Georgi Verbeeck*

ANZEIGEN – NOTES BIBLIOGRAPHIQUES

SCHWEIZERGESCHICHTE – HISTOIRE SUISSE

WALTER DRACK, RUDOLF FEHLMANN, *Die Schweiz zur Römerzeit, Führer zu den Denkmälern.* Artemis & Winkler, Zürich 1991. 336 (und 16 farbige) S., 39 Abb., 27 Zeichnungen, 24 Karten. ISBN 3-7608-1045-4. Fr. 44.–.

Verschiedene Stiftungen (Pro Helvetia, Kanton Zürich, u. a.) haben es ermöglicht, dass die beiden Verfasser des neuen Standardwerkes «Die Römer in der Schweiz» (1988) nun noch einen preiswerten Kunstführer zu den römischen Denkmälern der Schweiz und des Fürstentums Liechtenstein (S. 311–316) herausgeben konnten. Das konzentriert geschriebene Buch, das mit hervorragenden Abbildungen ausgestattet ist, dient vor allem dem reisenden Praktiker – sei er Leiter einer Exkursion, sei er bloss Tourist. Die «Historische Einführung» (von R. F.) bringt das Wichtigste in aller Kürze (S. 11–29), auch eine detaillierte Zeittafel (122 v. Chr. – 618 n. Chr.); und der Hauptteil «Die Denkmäler und Museen» bildet buchstäblich eine Weg-Leitung und Beschreibung von über 300 Fundorten und Museen (von L'Abbaye/Le Chenit VD bis Zwieselberg BE, von Eschen FL bis Vaduz). Reisende – fahren sie nun mit Bahn, Bus oder Privatwagen – erhalten Aufschluss über die Zugänge, allenfalls verdeutlicht durch die Koordinaten (Landeskarte 1:25 000). Dann folgen jeweils ein kurzer Überblick über die Forschungsgeschichte und eine Beschreibung der Denkmäler (im Falle der Museen: Hinweise auf wichtigere Fundstücke); abschnittweise Literaturangaben ermöglichen eine vertiefte Bearbeitung. Dass man sich bis zuletzt bemüht hat, allerneueste Er-

kenntnisse einzuarbeiten, beweist der Vermerk von S. 149: «Neuentdeckungen gegenüber unserem Text».

Das Buch ist – mit der auffallenden Ausnahme von ca. 20 Seiten – sehr genau gearbeitet; aber bei Tausenden von Zahlangaben sind einige Fehler unvermeidlich. Das Abkürzungsverzeichnis (S. 323–326) ist nicht immer genau koordiniert mit den Literaturzitaten (z.B. AKB, BerZD, JberAK, RMChur; DS?). Hie und da kann die stichwortartige Kürze zu Missverständnissen führen (S. 216: Zufahrt Postauto Riom GR; S. 262 bleibt unklar, ob das Castello Tegna TI zu *den* «gallo-römischen Viereckstempeln» gehört – vgl. S. 18; klar ist S. 206, dass Konstantins Regierungszeit nicht mit der Diokletians identisch sein kann). Die Heft-Nummer einer Zeitschrift wird manchmal mit dem Jahrgang verwechselt (S. 217 gleich zweimal: AS *5*, 1982; «Terra Grischuna» hat ebenfalls Jahrgangsnummern: 44, 1985). Zahl-Fehler häufen sich von S. 200 bis S. 221. Verweise auf Manuskripte, Lizentiatsarbeiten und Zeitungen (wie «Der Regiments Spatz», WK-Zeitung ...!) sind für praktische Benützer eines Kunstführers weniger sinnvoll. Die Koordination von Einleitung und Hauptteil könnte noch verbessert werden: dass die weibliche Bevölkerung der Bergtäler zäh an alt überlieferten Trachten festgehalten hat (S. 14), dürfte viele Leser und Leserinnen interessieren – doch der Verweis auf drei einschlägige Museen führt insofern ins Leere, als dort kein genauerer Aufschluss erfolgt (ähnlich S. 21 betr. Rheinsulz, Kleiner Laufen).

Trotz diesen Einwänden, die nur Details betreffen, ist hier ein gutes, leicht benützbares (Glossar und Sachregister!), schön ausgestattetes – ein wirklich preiswertes Buch entstanden.

Küsnacht *Heinrich Marti*

ANTON VON EUW, *Liber Viventium Fabariensis. Das karolingische Memorialbuch von Pfäfers in seiner liturgie- und kunstgeschichtlichen Bedeutung.* Bern/Stuttgart, Francke, 1989. 231 S., Abb. (Studia Fabariensia Bd. 1). ISBN 3-317-01654-X. sFr. 88.– / DM 105.–.

Seit der Vollfaksimilierung des «Liber Viventium Fabariensis» (Codex Fabariensis 1, Stiftsarchiv St. Gallen) im Jahr 1973 ist das Interesse an diesem Evangelistar und Memorialbuch nicht abgebrochen. Besonders die ungefähr 4500 Namen, welche auf die Evangelienauszüge folgen, die beinahe von 800 bis 1400 zu verfolgende Schriftentwicklung und die immer wieder aktualisierten Reliquien-, Schatz- und Bücherverzeichnisse regten seither zur prosopographischen, paläographischen, kultur- und bibliotheksgeschichtlichen Beschäftigung mit dieser (zusammen mit dem «Codex Aureus») wohl bedeutendsten Quelle des rätischen Mittelalters an. Anton von Euw steuert nun mit seiner Studie, die sich als wesentlicher Bestandteil des Kommentarbandes zum Faksimile versteht, die liturgie- und kunstgeschichtliche Einordnung der Handschrift bei. Die Verbindung der «Texte des Lebens», welche die Evangelienauszüge bieten, mit dem Gedenken der verstorbenen und lebenden Wohltäter des Klosters im Memorialteil wird nicht zuletzt durch den Buchschmuck (Doppelarkaden, wie sie sonst den Kanontafeln vorbehalten waren!) hergestellt. Die ganzseitigen Evangelistensymbolbilder des Evangelistars und die Doppelarkaden des Verbrüderungsbuches stehen denn auch im Zentrum des Interesses. Der anonyme Künstler – sicher ein Mönch, höchstwahrscheinlich ein Räter, der in den ersten Jahrzehnten des 9. Jahrhunderts arbeitete – hat zwei Hauptströmungen der Kunst aufgenommen und zu einer originellen Synthese verarbeitet, nämlich die mediterran-antike und die insular-irische. Dieses höchst interessante Ergebnis stützt von Euw mit umfangreichen Vergleichen auf beeindruckende Weise und höchst überzeugend ab.

Cologny – Genf *René Wetzel*

JOHANNES DUFT, *Die Abtei St. Gallen.* Bd. II. *Beiträge zur Kenntnis ihrer Persönlichkeiten.* Ausgewählte Aufsätze in überarbeit. Fassung. Sigmaringen, Thorbecke, 1991. 352 S., Abb. ISBN 3-7995-4154-3. DM 72.– / sFr. 67.–.

Der erste Band der «ausgewählten Aufsätze in überarbeiteter Fassung von Johannes Duft» (vgl. Rez. in: Schweizer. Zs. f. Geschichte 41, 1991, S. 549) vereinigte 14 Beiträge zur Geschichte der von J. Duft in den Jahren 1948–1981 geleiteten Stiftsbibliothek von St. Gallen und zu den in ihr aufbewahrten kostbaren Schätzen, den irischen und griechischen Manuskripten, den Liturgie- und Musikhandschriften, oder zu den Erzeugnissen der mittelalterlichen Buchkunst. Dieser zweite Band ausgewählter Aufsätze konzentriert sich auf die Menschen, die hinter diesen Kunstwerken standen, auf die Klostergemeinschaft, ihre Gründung und ihre Gründer und auf die Persönlichkeiten, die der Abtei ihr Signum aufprägten. In 13 Kapiteln wird der Leser wie durch eine Galerie von Lebensbildern geführt, welche die wesentlichen früh- und hochmittelalterlichen Phasen der Klostergeschichte, von der Begründung der Galluszelle im 7. Jahrhundert über die Hochblüte in karolingisch-ottonischer Zeit bis zum 12. Jahrhundert einfangen. Es geht dem Verfasser nicht darum, Abts-, Bischofs- oder Mönchsbiographien zu entwerfen – für ein solches Unterfangen fehlen einfach die Quellen –, sondern darum, die Personen und ihr Nachwirken – auch in Liturgie, Kult und Wissenschaft – zu erfassen. Dies geht nur über den beschwerlichen Weg der mosaikartigen Zusammenstellung der oft nur spärlichen zeitgenössischen Quellenzeugnisse, der späteren Klosterüberlieferung, deren mündlicher Tradierung über Mönchsgenerationen hinweg der Verfasser durchaus positiv gegenübersteht, und der wissenschaftlichen Arbeiten, deren Fehldeutungen, Umdeutungen und Neubewertungen in ihrer zeitlichen Abfolge Revue passieren. Durch die Aufwertung von Ekkehards IV. St. Galler Klostergeschichten durch H. F. Haefele verfügt der Verfasser über eine in ihrer Art hervorragende Quelle für die Kenntnis der St. Galler «Persönlichkeiten». Nach dem Eremit Sankt Gallus († um 650) (S. 11–37) und dem Zönobit Sankt Otmar († 759) (S. 39–60) sind es denn auch die Personen des 9. und 10. Jahrhunderts, die durch dieses literarisch wie historisch gleich bedeutsame Werk Ekkehards eine gewisse Lebenswärme erhalten. Das zeigt der Verfasser in den Kapiteln über die Äbte des 9. Jahrhunderts (Gozbert, Grimalt, Hartmut, Salomo, S. 61–72), über den Lehrer Iso († 871) (S. 73–117), den irischen Pilger Eusebius († 884) (S. 119–126), die drei berühmten Notkere (S. 127–173), die 926 von den Ungarn erschlagene Reklusin Wiborada (S. 175–187), die beiden Bischöfe Ulrich von Augsburg (†973) (S. 189–200) und Konrad von Konstanz († 975) (S. 201–210). Einen eigenen Beitrag widmet der Verfasser dem Geschichtenschreiber Ekkehardus-Ekkehart († um 1060) (S. 211–220) selber und untersucht darin die Einzelfrage, wie denn nun der St. Galler Mönch seinen Namen geschrieben habe. Den Abschluss der Aufsatzsammlung bildet ein mit Gallus und Otmar als Bauherren einsetzender, bis in das 12. Jahrhundert reichender weitgespannter Überblick über «Sankt-Galler Künstler-Mönche im frühen Mittelalter» (S. 221–237).

Text und Anmerkungen der Aufsätze sind wie im ersten Band alle sorgfältig überarbeitet, ergänzt und zum Teil neugefasst. Zwei Aufsätze (zu Notker Balbulus und Sankt Wiborada) sind bisher unveröffentlicht geblieben, einer (zu Notker Labeo) ist ein teilweiser Vorabdruck eines Beitrages aus der Festschrift für St. Sonderegger. Die 40 Abbildungen (38 aus Manuskripten der Stiftsbibliothek, eine Urkunde aus dem Stiftsarchiv und ein Photo der Gallus-Glocke, die möglicherweise aus dem 7. Jahrhundert stammt) sind knapp erläutert und mit weiterführenden Literaturhinweisen versehen (S. 279–302). Ein Verzeichnis der zitierten Manuskripte und ein Orts- und Personenregister erschliessen das Werk.

Zürich *Reinhold Kaiser*

PIERRE DUBUIS, *Une économie alpine à la fin du Moyen Age. Orsières, l'Entremont et les régions voisines, 1250–1500.* Sion, Vallesia, 1990. 2 vol. 299 et 274 p., cartes, photos, ill. (Cahiers de Vallesia, 1).

In zwei Bänden legt Pierre Dubuis eine gründliche, methodisch-systematische wie auch gut lesbare Studie zur spätmittelalterlichen Geschichte des Unterwallis vor. Der Darstellung des ersten Bandes, die mit Illustrationen und den wichtigsten Statistiken und Grafiken angereichert ist, folgt im zweiten Band ein umfangreicher kritischer Apparat zusammen mit weiteren quantitativen Angaben und einem dokumentarischen Anhang. Schon daraus kann man ablesen, dass die empirische Arbeit in der Untersuchung von Dubuis einen ganz bedeutenden Stellenwert hat. Er verfügt in seiner Region nicht nur über eine ungewöhnlich günstige Quellenlage, die sich vor allem der entwickelten savoyischen Verwaltung verdankt, sondern er weiss diese seriellen Dokumente auch mit rigoroser Methode zu nutzen, indem er sie verbindet, also gegenseitig kontrolliert, und indem er ihre Entstehungssituation berücksichtigt. Damit gelingt es ihm etwa, die statistische Erfassung voranzutreiben, ohne ihre Grenzen zu überschreiten. Eine ähnliche Haltung zeichnen seine theoretischen Reflexionen aus, die sich an den Fragestellungen der modernen Mediävistik orientieren und in alle Teile der Arbeit einfliessen, aber nicht rhetorisch oder aufgesetzt wirken. Im konzentrisch angelegten geographischen Rahmen der Studie drückt sich die gleichzeitig detailbezogene und allgemein-vergleichende Perspektive sehr anschaulich aus: Die Geschichte der Gemeinde Orsières ist eingebettet in die Geschichte des Val d'Entremont und (mit abnehmender Dichte) in jene des Unterwallis und des Aostatals; dazu kommen Ausblicke in weitere, namentlich westalpine Regionen.

Die ersten Kapitel der Untersuchung behandeln das Umfeld dieser alpinen Agrarökonomie. Zur Darstellung gelangen die Charakteristika des natürlichen Milieus, auch die Klimaveränderungen, dann die demographische Entwicklung, die in vielem dem generellen Trend folgt, hier jedoch quellennah zu rekonstruieren ist. Von einem hohen Stand im beginnenden 14. Jahrhundert ging die Bevölkerung – zuerst infolge der grossen Pest von 1349 – bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts zurück, worauf sich eine neue Wachstumsphase ankündigte. Der soziale und herrschaftliche Rahmen war geprägt vom Gewicht der einzelnen Bauernfamilie, deren genauere Formen ausgelotet werden, und von der zentralistischen Struktur Savoyens, welche den seigneuralen Kräften wenig Raum liess. In den folgenden Kapiteln konzentriert sich Dubuis auf die Agrarwirtschaft im engeren Sinn. Er analysiert die Komponenten und Fluktuationen der gemischten Ökonomie, zum Beispiel das Verhältnis zwischen Getreidebau und Viehzucht, das sich seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert veränderte, ohne zu einer durchgreifenden Pastoralisierung zu führen. Viel Aufmerksamkeit schenkt er der sozialen Organisation und den Techniken der Arbeit: den Formen der Brachwirtschaft, dem durch Bewässerung intensivierten Wiesenbau, der (interessanterweise schlecht dokumentierbaren) Alpwirtschaft, den hauswirtschaftlichen und handwerklichen Bereichen bis hin zur Waldnutzung. Schliesslich werden die regionalen und überregionalen Handelssysteme und Verkehrsbeziehungen beschrieben, welche sich in dieser Talschaft an der transalpinen Route des Grossen St. Bernhard entwickelten.

Wie ich vom Autor weiss, situiert sich sein ökonomisch orientiertes Buch in einem umfassenderen Projekt, welches neben einer weiter ausgreifenden Bevölkerungsgeschichte auch die Mentalitätsthematik umfassen und damit ein abgerundetes Bild der betreffenden alpinen Gesellschaft entwerfen soll. Die Zivilisation der Alpen – dies ist in der vorliegenden Studie deutlich erkennbar – wird dabei nicht in schematischer, gleichsam ideologischer Weise behandelt. Dubuis weist nachdrücklich auf deren innere Vielfalt hin, und er unterstreicht auch die Gemeinsamkeiten mit dem flachen Lande, welche im Zuge einer neuen Alpenbegeisterung allzu leicht vergessen werden. Ferner unterliegt er mit seiner Randregion und seinen ausgiebigen Kenntnissen der italienisch-französischen Berggegenden nicht der Versuchung, die Walliser Alpen des

Mittelalters in den schweizerischen Nationaldiskurs einzubinden. All dies mag einer Leserschaft, welche Wert auf Geschichtspolitik legt, als Nachteil erscheinen, der Wissenschaft selber kommt es zweifellos zugute.

Chur *Jon Mathieu*

ILARIA TADDEI, *Fête, jeunesse et pouvoirs. L'Abbaye des Nobles Enfants de Lausanne.* Lausanne, Section d'histoire de la Faculté des lettres, 1991. 218 p. (Cahiers lausannois d'histoire médiévale, 5).

Die Abbaye des Nobles Enfants von Lausanne ist als solche nur in den Jahren 1521–1544 bezeugt. Sie hat ihre Wurzeln in den mittelalterlichen Feiern der Zwölf Tage (zwischen 25. Dezember und 6. Januar), bei welchen die Chorknaben der Kathedrale aus ihrer Mitte einen Bischof, einen Erzbischof oder gar einen Papst erwählten. Diese Feierlichkeiten, die so mit einer Verkehrung der Positionen von oben und unten verbunden waren, wurden im 15. Jahrhundert in den Synodalstatuten des Bischofs Georg von Saluzzo von 1447 verboten. In der gleichen Zeit um die Mitte des 15. Jahrhunderts müssen sie von den Laien übernommen worden sein, die nun ihrerseits am Dreikönigstag einen König wählten. Das Organisationskomitee für die Gestaltung dieses nunmehr städtischen Festes, die Abbaye des Nobles Enfants, ist erst 1521 belegt, als die jahrhundertelange Auseinandersetzung zwischen dem Bischof als Stadtherrn und den Bürgern von Lausanne einem letzten grossen Höhepunkt zustrebte. Eine Hauptquelle der vorliegenden Arbeit besteht denn auch im «Cahier de doléances» des Bischofs gegen die Bürger und in der Antwort der Bürger, welche im Original und in der Kopie im Staatsarchiv Freiburg (AEF, nicht ACF!) liegen. Demnach liessen die Bürger, und insbesondere die Mitglieder der Abbaye, den Domherren von Lausanne in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts keine Ruhe mehr, sie holten sie des Nachts aus ihren Betten, sie verlangten von ihnen in unverschämter Art und Weise zu essen und zu trinken, sie trugen ihre priesterlichen Kopfbedeckungen auf Stangen durch die Gassen, sie zerrten sie von ihren Pferden und führten sie auf Schlitten vor den Henker – alles alte Rituale, die hier gegen den Klerus eingesetzt wurden. Wenn man die personelle Zusammensetzung der Abbaye untersucht, dann entdeckt man, dass die «Kinder» weder besonders jung noch in jedem Fall unverheiratet, wohl aber dass sie «adelig» im Sinn einer an die Macht drängenden Schicht von Bürgern waren, kurz: dass sich die Angehörigen der Abbaye aus den gleichen Familien rekrutierten wie der Rat, dass sie sich aber unter dem Deckmantel einer weitgehenden Narrenfreiheit gegenüber der Geistlichkeit wesentlich mehr herausnehmen konnten als die oberste Stadtbehörde. Nachdem die Stadt Lausanne 1536 in die Hände ihrer Verbündeten, der Berner, gefallen war, geriet die Abbaye wiederum in Gegensatz zur neuen, protestantischen Geistlichkeit, insbesondere zu Pierre Viret, der sie der «libertinage» bezichtigte. Die Abbaye wurde aufgelöst, die politische Karriere ihrer führenden Mitglieder, insofern sie mit der neuen politischen Oberherrschaft kollaborierten, indessen nicht beeinträchtigt. Die Autorin der vorliegenden Arbeit, einer Lizentiatsarbeit in mittelalterlicher Geschichte an der Universität Lausanne, hat es verstanden, das spärliche, im Anhang abgedruckte Lausanner Material aus der Literatur (Jacques Rossiaud, Natalie Zemon Davis) so zu ergänzen, dass eine sinnvolle, lebendige und vor allem sehr politische Geschichte dieser Lausanner Institution entstanden ist. Auch dies also eine sehr erfreuliche Erstlingsarbeit.

Freiburg *Kathrin Utz Tremp*

Registres de la Compagnie des Pasteurs de Genève, t. X, *1607–1609,* publiés sous la direction des Archives d'Etat de Genève par GABRIELLA CAHIER, MATTEO CAMPAGNOLO et MICHELINE LOUIS-COURVOISIER. Genève, Droz, 1991. XXXIX, 392 p.

Avec la même érudition et le même entrain (mais – signe des temps? – une impression moins soignée), cette série se poursuit à un rythme soutenu. Elle ne perd pas en intérêt, qu'il faut chercher désormais dans les détails surtout. Car la Compagnie n'a plus l'autorité ni la dignité des temps de Calvin et de Bèze. Elle s'épuise à assurer son ordre interne et à pourvoir péniblement les postes de pasteurs et de régents; elle s'essouffle en conflits avec telles Eglises de France qui rechignent à rendre les pasteurs «prêtés» par Genève; elle étale sa mesquinerie dans un obscur conflit avec le pasteur Royer, congédié dans des conditions douteuses; elle marchande avec libraires et papetiers l'impression de bibles; elle déplore la dureté des temps, le zèle attiédi des paroissiens, les «grandes desboches qui se descouvrent journellement en ceste Eglise, et particulierement des jeux de cartes et notamment des tarots». En matière de doctrine, elle hésite devant «le changement du pain asime en la sainte Cene en pain ordinaire» pour conclure qu'il est urgent de ne rien changer. Les secrétaires de la Compagnie deviennent économes de leur temps: ils ne retiennent que ce qui leur semble l'essentiel. Un corpus de 95 missives de ou à la Compagnie complète, comme d'habitude, le registre. Dans leur introduction, d'autre part, les éditeurs ont comblé quelques lacunes (interventions du Consistoire; plaintes sur la gestion de l'Hôpital) en recourant aux registres plus complets de l'autorité civile, le Conseil. En appendice, enfin, G. Cahier propose une étude sur les démêlés d'Isaac Casaubon avec la justice genevoise, une correspondance du même Casaubon avec le magistrat Jacques Lect; et une liste de 46 pasteurs genevois au service des Eglises de France entre 1600 et 1620.

Zoug *Jean-François Bergier*

Sammlung Zurlauben. Regesten und Register zu den Acta Helvetica, Gallica, Germanica, Hispanica, Sabaudica etc. necnon genealogica stemmatis Zurlaubiani. Bearbeitet von KURT-WERNER MEIER, JOSEF SCHENKER, RAINER STÖCKLI. Bd. 81–88 und Register 81–88. Aarau, Sauerländer, 1991.

Die vorliegende elfte Lieferung der Sammlung Zurlauben ist in bezug auf Methode, Aufbau und Textgestaltung nach denselben Richtlinien redigiert wie die früher erschienenen Bände. Sie bietet wiederum zahlreiche Aktenstücke zur Zuger Geschichte, zu den Beziehungen des Standes Zug zur französischen Ambassade in Solothurn, zum Bauernkrieg von 1653, zum Ersten und Zweiten Villmergerkrieg und zum Söldnerdienst in Frankreich und Spanien. Daneben enthalten die vorliegenden Bände Quellenstücke, die Seltenheitswert besitzen: einen ausführlichen handgeschriebenen, 48 Seiten umfassenden Bericht über den Zweiten Villmergerkrieg aus katholischer Sicht (Bd. 82, Nr. 55) und den Bericht des Grazer Mathematikprofessors und Jesuiten Bernhard Diestel über seine Missionsreise durch Asien im Jahre 1657, die ihn bis an die Chinesische Mauer führte (Bd. 86, Nr. 172). Dieser als Faksimile abgedruckte, 19 Seiten lange Reisebericht stellte infolge seiner teilweise schwer lesbaren Schrift an die Bearbeiter hohe Anforderungen in bezug auf die Identifikation der Orts- und Personennamen.

In der vorliegenden Lieferung finden sich verschiedene Aktenstücke betreffend den Streit zwischen dem Bischof von Konstanz und dem Abt von St. Gallen um die Matrimonial- und Kollaturrechte im Thurgau und im Rheintal (1632–1646) und betreffend die Bündner Wirren. Sehr bezeichnend für den Groll der katholischen Veltliner gegen die unglückselige Religionspolitik der Bündner Obrigkeit sind die Beschwerden und Klagepunkte des Veltlins von 1620 (Bd. 84, Nr. 59).

In der Serie 11 enthalten zahlreiche Mannschaftsrödel von Kompanien der Familie

Zurlauben in französischen und spanischen Diensten wertvolle familienkundliche Hinweise. Ausserdem geben diese Rödel Aufschluss über die Führung und Verwaltung einer Kompanie in fremden Diensten, aber auch über die Höhe des Solds und über die Löhne und Preise namentlich von Waffen und Kleidern der persönlichen Soldatenausrüstung. Die zahlreichen Rechnungen der verschiedensten Handwerker und zwei Rödel der beiden Studenten Heinrich Damian Leonz und Beat Ludwig Zurlauben über ihre Ausgaben während ihres Studienaufenthaltes in Paris im Jahre 1708 (Bd. 83, Nr. 166, 166 A) sind ebenfalls wertvoll für die Entwicklung der Preise.

Die vorliegenden Bände der Serie 11 bilden somit eine wahre Fundgrube für die verschiedensten Gebiete der neueren schweizerischen und allgemeinen Geschichte.

Solothurn *Hellmut Gutzwiller*

CHANTAL LAFONTANT, *La Résistance à la Révolution de 1798 dans le Jura vaudois.* Lausanne, Bibliothèque historique vaudoise, 1989, 183 p., ill. (BHV, 96).

L'intérêt de l'étude de Chantal Lafontant, qui porte essentiellement sur Sainte-Croix et les communes avoisinantes du Jura vaudois, réside dans le fait qu'elle contraint à nuancer l'image d'Epinal d'un Pays de Vaud unanime et enthousiaste face à la Révolution. Son originalité tient aussi aux moyens mis en œuvre impliquant appels à la population et recours à l'ordinateur pour la gestion des sources.

Les bases de la résistance de Sainte-Croix, Chantal Lafontant les aperçoit moins dans les données géographiques – encore que la proximité du Comté de Neuchâtel ait joué un rôle non négligeable –, que dans les facteurs économiques et politiques. Troisième commune du Pays de Vaud avec quelque trois mille habitants, voués essentiellement à l'agriculture et à l'élevage, mais avec des activités complémentaires – mines, moulins, travail à domicile – pourvoyeuses de nouvelles sources de revenus, Sainte-Croix jouissait à la fin de l'Ancien Régime d'un certain bien-être et d'une relative autonomie qui prédisposaient cette commune et les hameaux avoisinants à une fidélité absolue à Berne et à la condamnation de l'idéologie révolutionnaire, du moins ses excès. Aussi les Sainte-Crix multiplient-ils les témoignages de fidélité à LL.EE. de Berne lorsque se manifestent les premiers mouvements de protestation vaudois.

Si l'on ne peut donc vraiment parler de clivage politique pour ou contre la Révolution avant le 24 janvier 1798, la proclamation de la «République lémanique» et l'invasion française provoquent l'apparition de deux factions, l'une regroupant les fidèles au régime bernois, l'autre les partisans d'un ralliement à la révolution vaudoise. Cette évolution fait apercevoir une résistance plus ambiguë que ne la laisse entrevoir l'analyse du climat régnant à la fin de l'Ancien Régime. Il y a d'abord hésitation, voire soumission – vote de la constitution de Pierre Ochs –, puis la résistance reprend et s'amplifie jusqu'a l'Affaire de la Lance (2–4 mars) qui s'achève par la défaite des insurgés à Vuitebœuf, le 4. Le 5, la chute de Berne rend caduque toute velléité de résistance, mais celle-ci perdurera jusqu'en 1802. Ainsi, le 24 juin 1798, une grande partie de la population refuse de prêter le serment civique.

L'existence d'une réelle résistance régionale contraste avec l'attitude des autorités qui hésitent entre un ralliement inconditionnel au nouveau régime et la fidélité à Berne. C'est dire que, mis à part les témoignages enflammés des partisans et adversaires de la Révolution, l'analyse des causes et interprétations de cette résistance débouche sur des études fort diverses privilégiant soit les facteurs géographiques et économiques, soit des facteurs plus impondérables tel le conservatisme convenu des populations montagnardes, pour aboutir aux débats des historiens actuels sur les notions de contre-révolution et de résistance. L'auteur s'en tient prudemment à une pluralité des causes et il faudra attendre d'autres études, notamment sur la résistance des Ormonts et du Pays d'Enhaut, pour en savoir davantage.

Belfaux FR *Marius Michaud*

MICHAEL HUBER, *Militärjustiz der Helvetik.* Zürich, Schulthess, 1988. 178 S. (Zürcher Studien zur Rechtsgeschichte 18; Diss. Zürich). ISBN 3-7255-2664-8. sFr. 40.–.

In historischen Darstellungen der schweizerischen Militärrechtspflege fand die Periode des helvetischen Einheitsstaates bislang nicht die ihrer Bedeutung gebührende Würdigung. Der Verfasser der vorliegenden rechtsgeschichtlichen Dissertation hat sich vorgenommen, die Leistung der Helvetik auf dem Gebiet der Militärjustiz endlich ins rechte Licht zu rücken. Die Aufstellung von (Miliz-)Streitkräften im Herbst 1798 und die dadurch verursachte Massenflucht von Wehrpflichtigen ins Ausland verlangten nach einer Militärstrafgesetzgebung. Im materiell-rechtlichen Bereich begnügten sich Regierung und Parlament mit der Übernahme des strengen französischen Code pénal militaire von 1793, der nach dem Ausbruch des 2. Koalitionskrieges im März 1799 bei sämtlichen helvetischen Truppen zur Anwendung gelangte. Die Ausarbeitung eines eigenen Militärstrafgesetzbuches gedieh nicht über das Projektstadium hinaus. Dass der Militärjustiz auch nichtmilitärische Delikte wie Landesverrat oder Auflehnung gegen behördliche Anordnungen zur Beurteilung zugewiesen wurden und die Kriegsgerichte dadurch den Charakter von politischen Ausnahmegerichten erhielten, ist auf die gespannte Lage in der Helvetischen Republik im Frühjahr 1799 zurückzuführen. Die juristisch kaum gebildeten Richter reagierten auf die als zu hart empfundene Todesstrafe für Dienstverweigerung und Staatsverbrechenstatbestände mit der Verhängung milder Urteile und unterliefen auf diese Art die auf Abschreckung ausgerichtete Strafrechtskonzeption. Am 30. Juli 1799 schafften denn auch die helvetischen Räte die Kriegsgerichte ab und hoben die Todesstrafe für politische Delikte und Dienstverweigerung auf. Im formell-rechtlichen Bereich wurden provisorisch die Waadtländer Militärgesetze vom März 1798 übernommen. Sie brachten neben den Prinzipien der Mündlichkeit und der begrenzten Öffentlichkeit die Trennung des Verfahrens in ein inquisitorisches Vor- und ein kontradiktorisches Hauptverfahren. Durch die Ineffizienz der Kriegsgerichte und die sachfremde Anwendung des Verfahrens im politischen Strafrecht drängte sich nach kurzer Zeit eine Revision auf. Im Sommer 1799 löste deshalb eine vom Vollziehungsdirektorium angeregte helvetische Kodifikation, die eine Synthese aus Formalitäten der Strafjustiz bei den Schweizerregimentern im Ausland und Organisationsbestimmungen des revolutionären französischen Verfahrensrechts von 1796 darstellte, die Waadtländer Militärgesetze ab. Sie sah drei Gerichtsebenen vor: für leichte Fälle einen Kriegszuchtrat, für schwerwiegende einen Kriegsrat, dessen Urteile von einem Revisionsrat bestätigt werden mussten. Eine Zweitkodifikation vom November 1800 behob Mängel der Erstkodifikation und verstärkte die Generalpräventive, vermochte aber das Hauptziel der Disziplinerhaltung nicht mit den Bemühungen um eine humane Rechtsprechung in Einklang zu bringen. Der Helvetik kommt gleichwohl das bleibende Verdienst zu, ein vom zivilen Strafrecht unabhängiges einheitsstaatliches Militärstrafrecht geschaffen zu haben, das seine Geltung über das Jahr 1803 hinaus behielt und später auch die (Militär-)Strafgesetzgebung des Bundesstaates beeinflusste. Michael Hubers auf Aktenmaterial aus dem Schweizerischen Bundesarchiv und dem Staatsarchiv Zürich basierende Untersuchung geht in mancher Hinsicht über das hinaus, was Eduard His 1920 in seiner Staatsrechtsgeschichte und Werner Lüthi 1938 in seiner Darstellung der helvetischen Strafrechtspflege über die Militärjustiz der Helvetik ausgeführt haben. Dass juristische und nicht historische Aspekte im Vordergrund stehen, ist von der Warte des Historikers aus betrachtet zu bedauern, schmälert jedoch die Leistung des Autors keineswegs. Wer sich in Zukunft mit der Rechts- und der Militärgeschichte des helvetischen Zentralstaates beschäftigt, wird nicht auf Hubers Arbeit verzichten können. Schade, dass bei der Lektüre zum Teil gravierende sprachliche Fehler störend ins Auge fallen.

Solothurn *Andreas Fankhauser*

CHRISTA EDLIN, *Philippe Suchard (1797–1884). Schokoladefabrikant und Sozialpionier.* Meilen, Verein für wirtschaftshistorische Studien, 1992. 84 S., Abb. ISBN 3-909059-02-3. sFr. 23.–.

Unter anderen ist es gewiss Philippe Suchard (1797–1884) zu verdanken, dass Schokolade zu einem Symbol schweizerischer Leistung geworden ist. Dem Neuenburger gelang es, durch preiswertes maschinelles Verarbeiten der Kakaobohnen der Schokolade eine grosse Verbreitung zu sichern, geradezu ein Vorläufer von Henry Ford. Die Untersuchung zeigt uns Suchard auch als showbewussten Kaufmann. Im Ausland nahm er jede Gelegenheit wahr, werbewirksam aufzutreten, seine Reklame auch auf Felswände zu pinseln, mit seinen farbenfrohen Verpackungen zu überraschen. Als eigenwilligen, experimentierfreudigen Pionier faszinierten ihn auch Schiffahrt, Seidenraupen, Asphalt, ganz zu schweigen von seinem Engagement für die Opfer von Solferino, für seine Arbeiter, für Schweizer Auswanderer nach Nordamerika. Oft gebeutelt, beschränkte er sich unter dem Einfluss seines Sohnes auf die Herstellung von Schokolade und erlebte damit grosse Erfolge.

Zürich *Boris Schneider*

ROSEMARIE, ERNST, *Lesesucht, Schund und gute Schriften. Pädagogische Konzepte und Aktivitäten der Jugendschriftenkommission des Schweizerischen Lehrervereins (1859–1919).* Zürich, Chronos, 1991. 343 S., Abb (Diss. Zürich, 1990/91). ISBN 3-905278-80-4. sFr. 38.–.

Der Alphabetisierung des 18./19. Jahrhunderts folgte in der zweiten Hälfte des 19. der nicht minder schwierige Prozess des Umgangs mit dem Lesestoff. Diese Monographie – eine aus der Schule des Sozialpädagogen Tuggener hervorgegangene Zürcher Dissertation – geht eben dieser Thematik nach, gestützt vorab auf die Archive des Schweizerischen Lehrervereins, des Vereins für Verbreitung guter Schriften in Basel und Zürich, sowie eines reichen Protokollmaterials. Die Arbeit ist – durch die Quellengrundlagen bedingt – zu einem guten Teil organisationsgeschichtlich orientiert: aus dem Schosse der Gemeinnützigen Gesellschaft gingen die ersten Impulse hervor, dann übernahmen die Lehrer die Zügel und riefen eine Jugendschriftenkommission (JSK) ins Leben. Die Verfasserin verfolgt sehr sorgfältig und detailliert deren Bemühungen, behandelt Statuten und Reglemente dieser Organisation bis nach dem Ersten Weltkrieg, beschäftigt sich auch mit ihren Empfehlungen, die oft den Charakter von zensurähnlichen Deklarationen annahmen. Es war keineswegs so, dass die Lesefreudigkeit grundsätzlich anerkannt und gefördert worden wäre. «Ein mass- und regelloses Lesen hat leicht zur Folge ein Abziehen von der praktischen Thätigkeit des Lebens, eine leibliche und nervliche Reizbarkeit und Zerfahrenheit», meinte eines der Vorstandsmitglieder. Sogar Bechsteins Märchen unterlagen solch rigoroser Lesepädagogik. Besonders ungern wurde Vielleserei bei Mädchen gesehen; da sollte alles auf künftige Häuslichkeit ausgerichtet bleiben, während Knaben ein Schuss Abenteuer und Reiseromantik schon eher zugebilligt wurde. Seitenblicke fallen auch auf die Entstehung des Pestalozzianums. Gegen Ende erfährt man etwas mehr über den wirklichen «Schund», den die jungen Leute allen Kontrollen zum Trotz dann doch in sich aufsaugten. Eine gewisse Parallele zur vieldiskutierten Fernsehsucht unserer Gegenwart wird wohl mit Recht hervorgehoben. So fand 1911 sogar eine von der JSK veranstaltete Schundliteratur-Ausstellung statt; unter den «Jugendverderbern» figurierte auch Karl May, den Otto von Greyerz immerhin in Schutz nahm. Eine Kleinigkeit: im 19. Jahrhundert spricht man noch nicht von der ETH (so heisst sie erst nach 1911), sondern vom Eidgenössischen Polytechnikum (S. 75).

Zürich *Peter Stadler*

ANDRÉ SALATHÉ, *Geschichte des Füsilierbataillons 75.* Frauenfeld, Huber, 1991.

André Salathés Gang durch ein gutes Jahrhundert thurgauischer Militärgeschichte bietet mehr als nur eine Bataillonschronik. Salathé versucht vielmehr, die Entwicklung in den grossen Rahmen der Sozial- und Mentalitätsgeschichte sowie des politischen Geschehens zu stellen. Das Ergebnis ist ein erfrischender Wechsel von reizenden Vignetten, die ein langes Ringen um Ausgewogenheit verraten, und Betrachtungen, die weitgehend überzeugen.

Ob auch wirklich jede der zahlreichen apodiktischen Formulierungen vor der zukünftigen Forschung bestehen wird, muss freilich offen bleiben. So «weiss» der Rezensent im Unterschied zu Salathé nicht «mit Sicherheit, dass das umfangreiche Militäraufgebot ... die Auslösung des Landesstreiks ... erst bewirkte» (Seite 97). Fest steht jedoch, dass jeder Schweizer Militärhistoriker und alle, die das Militärische als Teil der allgemeinen Geschichte verstehen, mit Gewinn und Genuss Salathés Buch lesen werden.

Bern *Jürg Stüssi-Lauterburg*

GEORGES DUPLAIN, *C. F. Ramuz. Une biographie.* Lausanne, Editions 24 heures, 1991. 474 p.

Après les *Cahiers Vaudois* dont il racontait la genèse avant d'en résumer les plus importants morceaux, après Werner Reinhart, «l'homme aux mains d'or», dont il décrivit minutieusement le mécénat généreux, Georges Duplain s'est attaqué à Ramuz lui-même. Il a réuni une documentation considérable, s'appuyant notamment sur une source extraordinaire: le volumineux journal de l'écrivain, plus d'un millier de pages, inédites pour la plupart puisque Ramuz n'avait publié que des fragments de cette œuvre.

Massive, cette biographie laisse pourtant un goût d'inachevé. Duplain n'a pas voulu faire œuvre véritable d'historien, mais laisser parler le journal en l'entourant par la correspondance et des témoignages. Pas de questionnement dans ce travail et donc pas de réponse. Attentif à toutes les sinuosités des états d'âme de Charles Ferdinand, le biographe a fait de Ramuz une monade auto-suffisante flottant dans le vide, un personnage insensible au monde dans lequel il vit, si ce n'est pour lutter contre lui et lui imposer son œuvre. Rien ou si peu sur le contexte, les courants d'idées au milieu desquels Ramuz vit et dont il participe: est-ce donc par hasard si l'écrivain se plaint des blessures qu'inflige à Lausanne la spéculation immobilière alors même que se crée le Heimatschutz; les convictions anti-démocratiques affichées en 1905 sont-elles donc sans lien avec le climat de désenchantement démocratique qui règne au sein d'une partie de la jeunesse intellectuelle romande à la veille de la Grande guerre; et le sujet même de ses premiers romans est-il vraiment indépendant du souci identitaire national qui anime les intellectuels suisses de ce temps? Bref, rien qui permette de mesurer ce qui est commun à une époque et à un milieu et ce qui relève de la singularité d'un itinéraire. A défaut de donner à comprendre, ce livre donne au moins à voir. Demeure, en effet, la réelle richesse de l'information. Plusieurs pages inédites du *Journal* publiées ici sont émouvantes, telles celles écrites par Ramuz à la mort de son père, et permettent de mieux baliser la vie affective d'un écrivain qui fut très secret à cet égard.

Lausanne *Alain Clavien*

URS LÜTHI, *Der Mythos von der Weltverschwörung. Die Hetze der Schweizer Frontisten gegen Juden und Freimaurer – am Beispiel des Berner Prozesses um die «Protokolle der Weisen von Zion»*. Basel/Frankfurt a.M., Helbing & Lichtenhahn, 1992. 139 S., Abb. (Beiträge zur Geschichte und Kultur der Juden in der Schweiz, 1). ISBN 3-7190-1197-6. sFr. 49.– / DM 57.–.

Urs Lüthi untersucht den oft unklaren Zusammenhang zwischen Juden und Freimaurern am Beispiel des Berner Prozesses um die sog. «Protokolle der Weisen von Zion». Da die Freimaurerei seit ihrer Entstehung im 18. Jahrhundert Juden als gleichberechtigte Mitglieder aufnahm, richtete sich der Antisemitismus auch gegen diese Kreise. Die «Protokolle der Weisen von Zion» sollten bekanntlicherweise beweisen, dass die Juden die Weltherrschaft anstrebten. Auch wenn es sich bei diesen Protokollen um ein plumpes Machwerk handelte, was eigentlich jedem klar sein sollte, gab es in den 20er Jahren doch viele Neuauflagen, die die Faszination dieser Schrift in einem weiten Publikum zeugten. 1933 versuchten jüdische Kreise, abgestützt auf das bernische Gesetz vom 10. 09. 1916 über Lichtspielwesen und Massnahmen gegen die Schundliteratur, die Verbreitung der Protokolle zu verbieten. Im nachfolgenden Prozess machten die angeklagten «Fröntler» anfangs eine eher klägliche Figur vor dem Berner Amtsgericht, dennoch kam es zu keinem durchschlagenden Erfolg der Kläger, denn anschliessend fand das bernische Obergericht, dass das bernische Gesetz nicht anwendbar sei, auch wenn die Antisemiten ausdrücklich moralisch verurteilt wurden. So blieb bei den Juden eine verständliche Bitterkeit zurück, während die Frontisten – wenn auch mit Verrenkungen – einen Propaganda-Erfolg buchten.

Dann untersucht Urs Lüthi die Fonjallaz-Initiative und analysiert abschliessend die Gründe für Antisemitismus und Freimaurerfeindlichkeit in der Schweiz.

Zürich *Boris Schneider*

WERNER KUNDERT, *Die Koadjutoren der Bischöfe von Chur. Eine historische und juristische Studie zum Bischofswahlrecht im «letzten Reichsbistum»*. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1991. 117 S. (Beihefte zur Zeitschrift für Schweizerisches Recht, Heft 13). ISBN 3-7190-1200-X. sFr. 42.– / DM 48.–.

Werner Kundert, seines Zeichens Privatgelehrter, widmet den Vorgängen um die Ernennung des Koadjutors und nunmehrigen Bischofs von Chur, Wolfgang Haas, eine aufs Grundsätzliche zielende Studie. Ihr Thema sind die Churer Koadjutorernennungen seit dem 16. Jahrhundert, das Dekret «Etsi salva» von 1948, die historischen Rechtstitel Graubündens bezüglich der Wahl eines Bischofs von Chur sowie die Veränderungen im Bestand des Bistums Chur und deren Folgen für das Bischofswahlrecht. Der historische Befund des Autors ist eindeutig. Unter dem Wiener Konkordat wählte das Churer Domkapitel den Bischof frei und war auch überzeugt, bei der Bestellung seines Koadjutors von Rechts wegen mitwirken zu können. Nach der Säkularisation von 1803 wählte das Kapitel weiterhin den Bischof frei und sprach bei Koadjutorien ein Wort mit. Daraus wurde durch lange Übung ein Gewohnheitsrecht. Der Hl. Stuhl focht diesen Zustand erst seit dem neuen Kirchenrecht von 1917 an. Er erreichte die Zustimmung des Kapitels zu einer starken Einschränkung des Wahlrechts, die 1948 im Dekret «Etsi salva» formuliert worden ist: dem Kapitel bleibt nur noch die Wahl des Bischofs aus einer vom Hl. Stuhl vorgelegten Dreierliste. Dieses Dekret wurde kirchenamtlich nie publiziert und bisher auch nicht angewandt. Dem Kanton Graubünden wurde es offensichtlich nie offiziell mitgeteilt und bleibt daher für ihn letztlich unverbindlich. Aufgrund des Völkergewohnheitsrechts kann der Kanton vielmehr verlangen, dass ein Bischof von Chur vom Domkapitel gewählt werde (S. 108f.). Werner Kundert ist für die sorgfältig ausgearbeitete rechtsgeschichtliche Studie zu danken. Sie legt die wesentlichen historischen Argumente frei, deren sich die Bistumskantone

im Verein mit dem Bundesrat bedienen könnten, damit sich ein Fall Haas im Bistum Chur nicht mehr wiederhole. Geschichte und Völkergewohnheitsrecht sind auf der Seite der staatlichen Behörden, wenn sie sich dafür stark machen, dass das Churer Domkapitel in Zukunft sein Wahlrecht wieder ausüben kann.

Basel *Patrick Braun*

KARL SCHMID, *Die Schweiz zwischen Tradition und Zukunft. Ansprachen und Aufsätze aus 25 Jahren.* Mit einem Anhang: Karl Schmid – Max Frisch, Gespräch über die Schweiz. Schaffhausen, Novalis / Stäfa, Rothenhäusler, o. J. 210 S. ISBN 3-7214-0631-1 Novalis; 3-907960-41-6 Rothenhäusler.

Karl Schmid (1907–1974) war neben Emil Staiger die dominierende Figur der Zürcher Neugermanistik um 1945/60. Ihm ging es um das Verhältnis zwischen Literatur, Staat und Öffentlichkeit. Als Mahner in einer Zeit nachlassender Bedrohung und unkritisch genossenen Wohlstands trat er in gewissem Sinne in die Fussstapfen Karl Meyers. Der vorliegende Band enthält und sammelt viel Verstreutes zu dieser Thematik. Erstaunlich aktuell bleibt manches davon, etwa der 1963 (!) gehaltene Vortrag «Erlösung durch die Integration» mit der Feststellung: «Es ist nicht nur die Weite, die man aus der Beengung heraus sucht, nicht nur das quantitativ Grössere – die Idee der europäischen Vereinigung erscheint auch als fortschrittlich und sittlich. Fortschrittlich, indem sie rational ist und Rationalisierungen ermöglicht; sittlich, indem die nationalen Egoismen einer überegoistischen Einsicht in die Gemeinsamkeit des Schicksals, in die unauflösliche Zusammengehörigkeit geopfert werden sollen.» Nun, «die jungen Leute», die Schmid nach 1960 als Förderer und Beschleuniger dieses Prozesses ansprach, sind mittlerweile Bundesräte oder Staatssekretäre geworden, die Kritik an der Neutralität – damals noch fast so kühn wie ein Jahrzehnt zuvor, da sie einem Marcel Beck viel Ungnade zuzog –, gehört heute zu den Gemeinplätzen, der «Glaube an Brüssel» oder an den «Mythos vom grösseren Glück im grösseren Zusammenhang» ist wohl noch ebenso gegenwärtig wie vor fast dreissig Jahren. Aber auch die Kehrseiten des «stabilen neutralen Kleinstaates», nämlich «Stagnation, pharisäisches Selbstgefallen, phantasieloses Behagen» werden analysiert. Nicht von ungefähr fallen die meisten Studien zeitlich und klimatisch in den Umkreis von «Unbehagen am Kleinstaat». Darum geht es denn auch im abschliessenden und für manche Leser wohl interessantesten Teil des Buches, dem Briefwechsel mit Max Frisch, der – nicht kontinuierlich, sondern mit längeren Unterbrüchen vorangeführt – die Empfindlichkeit erkennbar werden lässt, mit welcher der Schriftsteller auf Verkennung und Nichtanerkennung in seinem Lande (z. B. bei Anlass eines erhofften, aber ihm nicht zugesprochenen Preises) reagierte und des begütigend überlegenen Zuspruchs des «etablierten» Mannes und Literaturkenners sehr bedurfte. Ein Rückblick von höchster Warte auf Jahrzehnte, die uns bei aller Problematik heute fast als «heil» erscheinen, auch frei von den Heimsuchungen von Drogen, Aids und unkontrollierten Asylantenströmen.

Zürich *Peter Stadler*

ANNE RADEFF et DENISE FRANCILLON, *Lausanne, Chronologie d'une ville. Histoire et paysage.* Lausanne, Payot, 1991. 128 p., 68 ill. et cartes (La Mémoire du lieu). ISBN 2-601-03096-8. Fr. 45.–.

Dans cette même revue[1], nous regrettions en 1988 l'absence de repères chronologiques dans l'ouvrage fondamental *Histoire de Lausanne,* sous la direction de Jean Charles Biaudet. La publication d'Anne Radeff et de Denise Francillon comble cette lacune et s'inscrit désormais comme le complément obligé de l'étude de 1982, dont elle

1 RSH 1988, 185–186.

reprend les enseignements ainsi que les acquis du premier chapitre («Les logiques spatiales lausannoises»).

Plus qu'une simple liste riche de 500 dates, elle est un véritable livre où les faits et les événements sont mis en perspective et bénéficient de synthèses, non exemptes (petit défaut, à notre avis) d'un certain jargon scientifique: ainsi reprenant à son compte la définition cinématographique de Lausanne par Jean-Luc Godard, à savoir le bleu pour le lac, le vert pour les zones forestières et agricoles, et le gris pour l'espace bâti, Anne Radeff refait de façon convaincante et expressive l'histoire de Lausanne en combinant ces couleurs, d'allure changeante et d'inégale force selon les époques abordées; elle montre les espaces de l'histoire lausannoise, en s'attachant à définir le rôle du milieu physique, relativement faible, sur le devenir urbain de Lausanne et à faire ressortir la bi-polarité entre le centre-ville et Ouchy, aujourd'hui reliés et confondus. Dès les années trente, l'expansion lausannoise gagne de nouveaux territoires et gangrène les régions extérieures aux frontières communales. Il est judicieux de rappeler cette originalité de Lausanne: l'habitat s'est développé, si ce n'est pas simultanément, du moins alternativement sur deux points distants, d'une part une Lausanne sur la colline de la Cité, d'autre part, une Lausanne riveraine, à Vidy.

Pour lier les chapitres d'introduction et de synthèse à la chronologie même, les dates sont signalées typographiquement selon qu'elles reflètent une évolution du paysage et de l'urbanisme lausannois; les dates essentielles sont soulignées, un grand nombre d'entre elles sont mises en relation avec des dates d'histoire générale et nationale.

L'importance du livre est renforcée par l'abondance de schémas (ou mappes) et de cartes (un chapitre est d'ailleurs intitulé «Lausanne par les cartes, de l'époque romaine au XXe siècle»), par une illustration iconographique de bon aloi et renouvelée (recours majoritairement à des plans et à des vues générales). Il embrasse la période qui va des premiers témoignages archéologiques (–6500) à 1990 (il faut savoir gré aux auteurs d'avoir terminé leurs investigations avec la date de sortie de leur ouvrage) et présente une ville dont le poids démographique au niveau suisse n'a pas été démenti depuis plus de 500 ans.

Cet ouvrage est un point de départ pour toute recherche sur Lausanne; l'ignorer serait se priver d'un accès aisé et rapide, documenté et synthétique. A son tour, il marque dorénavant une date majeure dans la chronologie des travaux consacrés à la ville lémanique.

Lausanne *Gilbert Coutaz*

Musée neuchâtelois, octobre/décembre 1991, N° 4, pp. 183–269.

Approches personnalisées, propos variés et souvent inattendus, prise en compte de la période qui va de 1291 à 1900 environ, autant d'éléments qui rendent vivant et digne de la citation le dernier numéro du *Musée neuchâtelois.*

Unis par le thème du 700e anniversaire de la Confédération, quatre articles se rapportent aux années qui précèdent l'incorporation du pays de Neuchâtel à la Suisse, les trois autres (la revue se termine avec eux) racontent des faits postérieurs à 1815, en particulier la situation singulière née de la double appartenance de Neuchâtel à la Suisse et au roi de Prusse. Les premiers montrent des aspects originaux des relations lointaines et somme toute suivies de Neuchâtel avec les cantons confédérés, dont le territoire borde les terres placées sous l'influence de Berne depuis la fin du XIIIe siècle; les seconds éclairent le processus d'intégration de Neuchâtel à la communauté suisse.

Ces réflexions sont apportées par l'examen du modèle confédéré dans les alliances conclues par des sujets neuchâtelois (Maurice de Tribolet), la mise en place et le développement d'une politique d'entraide judiciaire avec notamment l'extradition (Philippe Henry), l'activité de Neuchâtelois dans la Société hélvétique (Louis-Edouard

Roulet), le recours significatif au drapeau suisse pour marquer la différence de sentiments face au régime prussien (Jean Courvoisier), l'enseignement de l'histoire suisse dans les écoles primaires de Neuchâtel (Jean-Marc Barrelet) et la création de motifs Helvétie pour les timbres-poste avec le peintre Henri Robert (Jean-Pierre Jelmini).

La juxtaposition des démarches juridique, judiciaire, sociale, héraldique, pédagogique et philatélique fait apparaître ici des sources de conflits dans l'application du droit teuton ou du droit romand, ou autrement dit entre le modèle des seigneurs de Souabe et celui des cantons confédérés («système d'alliances tendant à l'affirmation de son autonomie face aux pouvoirs constitués»); elle souligne des convergences dans la poursuite des criminels, ce qui ressort davantage encore lorsque l'on compare cette réalité avec celle vécue par le Pays de Neuchâtel avec la Franche-Comté; elle renseigne sur des personnalités contrastées et de valeur inégale dont celle de Pierre-Frédéric Touchon porté à la présidence de la Société helvétique en 1797; elle met en évidence des attitudes subversives dans le choix du drapeau fédéral; elle débouche enfin sur l'assimilation accélérée des Neuchâtelois à la Confédération, perçue de manière tangible dans la création de leur propre manuel scolaire pour l'enseignement (patriotique) de l'histoire suisse et dans la participation précoce d'artistes neuchâtelois à des projets nationaux. Autant de facettes de l'helvétisme vécues par les Neuchâtelois qui sont autant d'apports à verser au lien confédéral.

Lausanne *Gilbert Coutaz*

CATHERINE SANTSCHI, *Schweizer Nationalfeste im Spiegel der Geschichte.* Aus dem Franz. von H. BLASS-KARRER. Zürich, Chronos, 1991. 111 S., Abb. ISBN 3-905278-81-2. sFr. 29.–.

Die Autorin schildert den langen Leidensweg des Nationalfeiertages in der Schweiz, bis der 1. August vor einem Jahrhundert zum offiziellen Gedenktag erklärt wurde. Sie verfolgt sein wechselhaftes Schicksal in den letzten hundert Jahren bis zu den heutigen Debatten um die 700-Jahr-Feiern. Besonders wertvoll ist an dieser Arbeit die Eingliederung des Nationalfestes in den grösseren Rahmen der nationalen Selbstdarstellung in Denkmal, Bauwerk und Geschichtsbild. Das Nationalfest erscheint so als Teil eines grösseren Ganzen, der nicht losgelöst von anderen Ausdrucksformen des Nationalgedankens verstanden werden kann.

Zürich *François de Capitani*

Passé Pluriel. En hommage au professeur Roland Ruffieux. Contributions réunies par BERNARD PRONGUÉ, JOELLE RIEDER, CLAUDE HAUSER et FRANCIS PYTHON. Fribourg, Editions universitaires, 1991. 532 S.

Zum 70. Geburtstag des verdienten Fribourger Neuhistorikers und Politologen Roland Ruffieux haben sich seine Schüler und Freunde mit wissenschaftlichen Artikeln in einer Festschrift versammelt. Die zahlreichen Autoren liefern Beiträge zu den Spezialgebieten des Historikers, der sich durch manche Forschungsanregungen verdient gemacht hat. Die einzelnen Teile, die französisch, deutsch oder italienisch abgefasst sind, gliedern sich in solche zur Schweizer Geschichte, zur Allgemeinen Geschichte und zu den Internationalen Beziehungen, zu den Institutionen und zur Politischen sowie zur Kulturgeschichte. Schon daraus geht das weite Spektrum des Geehrten hervor. Dies kann auch an der von Joelle Rieder zusammengestellten umfangreichen Bibliographie Ruffieux' abgelesen werden, für die man dankbar ist, da sich sein Schrifttum nur schwer überblicken lässt. Die Konturen von Roland Ruffieux' Werk werden auch in einer kurzen biographischen Übersicht, die wir Claude Hauser verdanken, sichtbar. Die Geschichte seiner Freiburger Heimat, die Geschichte der Schweiz im internatio-

nalen Kontext sowie wichtiger Institutionen und der Kultur im historisch relevanten Zusammenhang sind die Themen, die uns nicht nur das Werk des Jubilars, sondern auch die Festschrift für den Jubilar zu vergegenwärtigen und näherzubringen sucht. Ruffieux hat oft Neuland beschritten, neue Wege der Forschung initiiert. Diese Tatsache kommt auch in den Themen der Beiträge klar zum Ausdruck und findet darin ihre fruchtbare, schöpferische Entsprechung.

St. Gallen *Werner Vogler*

ALLGEMEINE GESCHICHTE – HISTOIRE GÉNÉRALE

PIERRE CABANES, *Introduction à l'histoire de l'Antiquité.* Paris, Armand Colin, 1992. 187 p. (Collection Cursus, Série «Histoire»).

Cet ouvrage d'initiation vise un triple objectif: dégager l'originalité de l'histoire de l'Antiquité; décrire les fondements documentaires de l'histoire ancienne; présenter les grandes étapes de l'Antiquité. Dans la *première partie* (pp. 11–45), l'auteur dénonce à bon escient les «prismes déformants» (p. 14) qui, dans notre perception du monde antique, engendrent de dangereuses projections de conceptions et de réalités contemporaines et il rappelle avec autant de bonheur l'humilité à laquelle l'état fragmentaire et fragmenté de notre savoir doit nous conduire face à l'Antiquité. L'auteur envisage, dans le temps et dans l'espace, l'extension du monde considéré: l'Antiquité gréco-romaine, de l'archaïsme grec (IXe–VIIIe siècle) à l'effondrement de l'Empire romain d'Occident (476), de l'extrémité de la péninsule balkanique et du pourtour de la mer Egée au monde méditerranéen et aux pays qui bordent le Rhin et le Danube, sans omettre la Bretagne. Il insiste sur la diversité des conditions géographiques, des modes de vie communautaire, des composantes religieuses et juridiques. Ce monde est marqué par une économie de subsistance, que la disette menace continuellement, par la stabilité démographique et le maintien du cadre familial, par de forts contrastes sociaux, par des limites au progrès technique, par l'omniprésence du sacré. Dans la *deuxième partie* (pp. 47–95), l'auteur mesure les apports respectifs des diverses sources utiles à l'exercice du métier d'historien: les textes littéraires (mode de transmission des œuvres, pertes irréparables, conditions d'utilisation), les inscriptions (abondance dans l'Antiquité, rôle de témoins directs, types, difficulté de leur déchiffrement, problème de leur dispersion), les papyrus (littéraires et documentaires), les vestiges archéologiques (technique de fouilles, exploitation des résultats, conservation et restauration), les monnaies, les images (de la céramique, de la peinture murale, de la sculpture; problèmes de leur interprétation). L'auteur se consacre ensuite à l'explication du document (considérations méthodologiques accompagnées d'un exemple: une explication d'un décret honorifique athénien). L'auteur réfléchit en dernier lieu sur le rôle de l'historien de l'Antiquité: il dénonce le danger de l'érudition pure, rappelle comment l'histoire est dépendante de l'historien reconstructeur du passé, qui ne saurait se soustraire à son propre conditionnement culturel, signale à quel point des données lacunaires peuvent déboucher sur des résultats fragiles, se préoccupe de la définition du vrai problème en histoire et du danger que court l'historien de «déformer les informations recueillies dans les documents anciens pour essayer de les faire coïncider avec le modèle» (p. 95). Les *trois dernières parties* retracent les grandes étapes de l'Antiquité (pp. 97–116: protohistoire et époque archaïque; pp. 117–152: monde grec classique et hellénistique; pp. 153–178: monde romain), tout en offrant des cartes et des tableaux

chronologiques (n'intimideront-ils pas le néophyte?). L'itinéraire de l'analyse est parsemé d'encadrés qui proposent et discutent des problèmes précis. De stimulantes références bibliographiques à des études récentes ne font pas défaut. Le livre tient incontestablement sa promesse: éveiller chez le lecteur l'envie «de creuser davantage dans le passé gréco-latin» (p. 10).

Fribourg *Philippe Bruggisser*

CHRISTOFF NEUMEISTER, *Das antike Rom. Ein literarischer Stadtführer.* München, Beck, 1991. 328 S., Abb. ISBN 3-406-35375-4. DM 48.–.

Das Buch ist nicht eigentlich ein archäologischer «Stadtführer» durch die Ruinen Roms, obwohl es 77 Abbildungen bzw. Karten und viele gute Beschreibungen der Örtlichkeiten und ihrer Lage enthält. Der Verfasser ist Latinist: er führt den Leser vor allem anhand literarischer Zeugnisse (von Martial und Iuvenal, Horaz und Ovid, der Historiker, Inschriften) durch das *antike* Rom. Es gelingt Neumeister, uns um 2000 Jahre zurückzuversetzen – uns das pulsierende Leben der damaligen Weltstadt intensiv miterleben zu lassen. Und trotzdem werden unmerklich alle für uns Heutige notwendigen Informationen eingebracht über Tagesablauf, Festkalender, Sport, Rechts- und Opferwesen, *cena* und *convivium.* Ein reicher Apparat von Anmerkungen erlaubt es dem wissenschaftlich Interessierten weiterzugehen. Die Bibliographie (4 Seiten) nennt wichtigere Standardwerke deutscher, englischer, besonders aber auch italienischer Herkunft – bis 1989. Manchmal wagt Neumeister auch eigene Deutungen, z. B. auf S. 296 zum Actium-Bogen des Augustus, S. 101/299 zum Giebel des Mars-Ultor-Tempels – er kennzeichnet jedoch hinreichend, was hypothetisch bleiben muss. Ein Sachregister ermöglicht es, das Buch auch als Nachschlagewerk über Stadt Rom und Alltag des Römers zu benützen.

Es gibt in dieser Fachrichtung nur wenige Publikationen, die sprachliche Darstellungskunst, fantasiereiche Einfühlung und wissenschaftliche Genauigkeit in solchem Masse vereinigen – als Bilderbuch lässt sich das Werk allerdings nicht verwenden.

Küsnacht *Heinrich Marti*

JACQUES JOUANNA, *Hippocrate.* Paris, Fayard, 1992. 648 p. ISBN 2-213-02861-3. 170 FF.

La récente biographie, éditée par Fayard, consacrée au père de la médecine occidentale, Hippocrate de Cos (né en 460 av. J.-C.), mérite toute notre attention, ceci grâce à l'excellent travail fourni par Jacques Jouanna, professeur de littérature et de civilisation grecques à la Sorbonne et directeur de l'Unité de recherche sur la médecine grecque au CNRS. Grand connaisseur d'Hippocrate, il a déjà publié plusieurs traductions et commentaires des écrits de l'école hippocratique.

En effet, ce nouvel ouvrage s'attache, dans un langage simple et précis, à démontrer l'importance énorme que garde le père de la médecine dans la thérapeutique contemporaine. Bien sûr, tout le monde connaît le fameux *Serment,* base de l'éthique médicale actuelle. Toutefois, Hippocrate n'est pas que cela: c'est aussi une école qui, passant par Rome et Galien, demeurera le soubassement de toute la médecine jusqu'au début du XIXe siècle.

Jacques Jouanna, par le ton allègre qu'il imprime à son ouvrage, permet au lecteur de voyager dans l'île de Cos, de participer aux disputes épigraphiques du début du siècle et de se familiariser dans une présentation sobre et claire, avec les grandes articulations de la théorie hippocratique. Celle-ci se veut – si l'on ose utiliser ce mot – rationnelle et cherche à prouver que les maladies ne sont pas dues à l'action des dieux, mais à des causes naturelles, des flux d'humeurs froides provoqués par le changement des vents. De là sa proposition d'un traitement naturel par les contraires, mais ne nous trompons

pas. Les médecins hippocratiques n'opposaient pas science et religion comme le feront les scientistes des XVIIIe et XIXe siècles. Ils soutiennent ainsi, avec force, que chaque maladie «*a sa cause naturelle et aucune ne se produit sans cause naturelle*», p. 272.

Enfin, la problématique développée par Jacques Jouanna est particulièrement riche car débordant le cadre de la médecine, elle nous plonge, autant dans les difficultés des traductions grecques, que dans les rapports de la méthode hippocratique avec la civilisation du siècle de Périclès.

Fribourg *Serge Jelk*

IHOR ŠEVČENKO, *Byzantium and the Slavs in Letters and Culture.* Cambridge MA, Harvard Ukrainian Research Institute/Napoli, Istituto Universitario Orientale, 1991. XII, 740 S., Abb. ISBN 0-916458-12-1. $ 24.95.

Ihor Ševčenko – namhafter ukrainisch-amerikanischer Byzantinist und Kulturhistoriker in Harvard – legt hier bereits die dritte Sammlung seiner bereits andernorts publizierten Aufsätze und Artikel vor – Ertrag einer beneidenswerten wissenschaftlichen Fruchtbarkeit. Nicht alles, was in diesem Sammelband Aufnahme gefunden hat, wäre allerdings einen Reprint wert gewesen. Entstanden ist so ein «Gemischtwarenladen» aus Essays, Rezensionen, Nachrufen und Lexikonartikeln. Die zeitliche und thematische Spannweite beeindruckt, ist die Byzantinistik doch immer noch eine der wenigen Wissenschaftsdisziplinen, wo Geschichte und Philologie sich noch nicht getrennt haben.

Für historisch Interessierte sei auf folgende gewichtigere Aufsätze hingewiesen: «Byzantium and the Slavs» (S. 3–15) – ein knapper Gesamtüberblick über die historische Bedeutung der byzantinischen Ausstrahlung; «A Neglected Byzantine Source of Moscovite Political Ideology» (S. 49–87), dabei geht es um die Agapetus-Rezeption im Moskauer Schrifttum des 15. Jh.s.; «Byzantine Cultural Influences» (S. 107–149) – eine kritische Auseinandersetzung mit der Historiographie zum Thema; «Byzantine Elements in Early Ukrainian Culture» (S. 163–172); «Russo-Byzantine Relations after the Eleventh Century» (S. 267–284); «On the Social Background of Cyril and Methodius» (S. 479–492) – zur Herkunft der beiden Slavenapostel aus der Elite Thessalonikis; schliesslich «The Many Worlds of Peter Mohyla» (S. 651–687) – über einen namhaften Kiever Metropoliten des 17. Jh.s.

Zürich *Carsten Goehrke*

WILHELM VOLKERT, *Adel bis Zunft. Ein Lexikon des Mittelalters.* München, Beck, 1991. 307 S. ISBN 3-406-35499-8. DM 39.80.

Eigentlich reicht es von «Ablass» bis «Zweikampf», das vorliegende Lexikon des Mittelalters, doch wurden für den Titel die Schlagworte «Adel» und «Zunft» gewählt, weil sie dem Verfasser (oder dem Verleger?) für das Mittelalter repräsentativer schienen als «Ablass» und «Zweikampf». Das Lexikon ist für Laien und allenfalls für angehende Historiker bestimmt, doch lohnt sich die Lektüre auch für Mediävisten, die, und das gilt wahrscheinlich von vielen vor allem jüngeren FachkollegInnen, in der mittelalterlichen Rechtsgeschichte nicht mehr allzu sattelfest sind. Die Auswahl der mehr als 170 Artikel orientiert sich nämlich vor allem an rechts- und verfassungsgeschichtlichen Kriterien, sie erstreckt sich aber auch auf Begriffe der Münzgeschichte, wie Dukaten, Groschen, Gulden, Heller, Hohlpfennig, Kreuzer, Mark, Pfennig und Schilling, die man/frau dankbar zur Kenntnis nimmt. Eine weitere Einschränkung ist diejenige auf das deutsche Mittelalter, was deutlich wird, wenn der Artikel über die Universitäten mit der Gründung der hohen Schule in Prag 1348 beginnt! Trotzdem handelt es sich um ein nützliches und sogar unterhaltsames Nachschlagewerk.

Freiburg *Kathrin Utz Tremp*

The *Old Rus' Kievan and Galician-Volhyian Chronicles: The Ostroz'kyj (Xlebnikov) and Četvertyns'kyj (Pogodin) Codices.* Introduction by OMELJAN PRITSAK. Cambridge MA, Harvard University Press, 1990. IXXXIX, 762 S. (Harvard Library of Early Ukrainian Literature, Texts: vol. VIII). ISBN 0-916458-37-7. $ 35.–.

Die älteste ostslavische Chroniküberlieferung wird durch zwei Traditionsstränge repräsentiert, die beide im 14. Jh. jeweils für sich in einer spezifischen Chroniksammlung gipfelten: die im (später moskauischen) Nordosten redigierte Laurentiuschronik auf der einen, die im (später westukrainischen) Halyč-Wolhynien um das Jahr 1307 redigierte Hypatiuschronik auf der anderen Seite. Weil die Hypatiuschronik dem politischen Selbstbewusstsein von Kirche und Elite jenes Machtpols entsprungen ist, der sich mit dem Niedergang des Kiever Reiches im ostslavischen Südwesten vorübergehend herausbildete, vereinigt sie in sich nicht nur die Kiever historische Überlieferungstradition (den ältesten Traditionskern der «Erzählung von den vergangenen Jahren» für die Zeit bis 1117 sowie die Kiever Chroniküberlieferung für die Jahre 1119–1199), sondern auch die eigene Regionalchronistik für die Jahre 1205–1289. Hier liegt der besondere Quellenwert dieser Chronik.

Die wenigen Handschriften, in denen die Hypatiuschronik überliefert ist, stammen frühestens aus dem 16. Jh. Die beiden ältesten werden in der vorliegenden Edition erstmals jeweils vollumfänglich in Faksimile ediert, die Lücken im Pogodin-Kodex durch Auszüge aus dem «Krakauer Kodex» abgedeckt. Nur für Handschriftenspezialisten!

Zürich *Carsten Goehrke*

SOLANGE MICHON, *Le Grand Passionnaire enluminé de Weissenau et son scriptorium autour de 1200.* Genève, Editions Slatkine, 1990. 264 p. ill. ISBN 2-05-101105-2.

Grâce à une somptueuse publication, S. Michon nous permet de découvrir dans toute sa richesse un important passionnaire enluminé, conservé aujourd'hui à la bibliothèque Bodmer de Genève où il porte le numéro 127. Ce manuscrit, auquel l'auteur a consacré sa thèse, provient de l'abbaye prémontrée de Weissenau dans le diocèse de Constance. Dans son étude, l'auteur ne néglige aucune caractéristique du manuscrit: de la codicologie à l'histoire du livre, de l'analyse des textes à celle de l'écriture. Ce sont toutefois les enluminures qui retiennent plus longuement l'attention de l'auteur avec une étude fouillée des éléments décoratifs ainsi que de l'inconographie des saints et finalement du style de l'œuvre.

Avec finesse S. Michon démontre que deux enlumineurs ont travaillé à la réalisation de ce passionnaire: Rufillus, qui s'est représenté dans l'une de ses œuvres, et son maître, comme l'appelle l'auteur. En effet l'examen des enluminures révèle que deux mains différentes ont collaboré à la décoration du manuscrit: l'une – celle du maître – emploie des couleurs claires qu'elle pose en couches fines sur un dessin exécuté avec habileté et délicatesse, alors que la seconde – celle de Rufillus – utilise des couleurs foncées appliquées en couches plus épaisses et fait preuve de plus de lourdeur dans le trait. Il semble toutefois que le maître ait dessiné la quasi-totalité des miniatures et que l'élève ait achevé certaines d'entre elles en les peignant selon une technique nouvelle – «gothique» –; ceci explique les différences entre les miniatures tout comme leurs similitudes et l'homogénéité globale de l'œuvre. Enfin, après avoir comparé le passionnaire avec les autres manuscrits issus du scriptorium de Weissenau et particulièrement avec ceux où l'on peut reconnaître la main de Rufillus, S. Michon propose une datation pour le codex 127: il serait l'une des premières réalisations de Rufillus, dont l'activité s'étend sur plusieurs dizaines d'années à partir de 1170. Ainsi le passionnaire de Weissenau aurait été réalisé dans les années 1170–1200. Effectivement, ce manuscrit, de par son écriture et ses enluminures, reflète un style de transition entre le roman et le gothique,

style que l'auteur, en reprenant son propre maître, le prof. Deuchler, qualifie de «style 1200», résultant d'un brassage stylistique survenu dans les années 1180 et 1220.

Je regrette simplement que l'auteur n'ait pas poussé assez loin l'étude des textes: une collation systématique des Passions que l'on retrouve d'une part dans le légendier de Weissenau et d'autre part dans un passionnaire très proche, conservé aujourd'hui à Stuttgart, aurait peut-être permis de mettre en évidence des liens de filiation. Quoi qu'il en soit, cela aurait évité de poser le problème uniquement en termes de ressemblance. Par ailleurs, il aurait été utile aux philologues d'avoir quelques informations supplémentaires sur le texte du passionnaire; présente-t-il des fautes manifestes, des graphies particulières, a-t-il été corrigé, etc...?

Ce sont là des scrupules de philologues qui n'enlèvent rien aux qualités de l'étude qu'a menée S. Michon. Souhaitons que ce livre, à sa manière, relance l'intérêt pour les Prémontrés dont nous ne savons encore que trop peu de choses; ainsi les particularités de la spiritualité et de l'érudition des disciples de S. Norbert sortiront du flou dont l'auteur a dû se contenter.

Lausanne *Eric Chevalley*

Ernst Tremp, *Die Überlieferung der Vita Hludowici imperatoris des Astronomus.* Hannover, Hahnsche Buchhandlung, 1991. XIV, 168 S. (Monumenta Germaniae Historica, Studien und Texte Bd. 1). ISBN 3-7752-5400-5. DM 40.–.

Tremp, der bereits eine Arbeit über die Biographie Ludwigs des Frommen des Trierer Chorbischofs Thegan veröffentlicht hat (vgl. SZG 40/1990, S. 464f.), legt hier seine Studien zur zweiten zeitgenössischen Darstellung des für die europäische Geschichte so folgenreichen Lebens Ludwigs des Frommen vor. Beide Publikationen sind Vorarbeiten für die vom gleichen Autor vorbereitete neue Edition der Viten im Rahmen der Monumenta Germaniae. – Die Biographie des sog. Astronomus, der die grosse «Milde», die man Ludwig offenbar schon zu Lebzeiten zum Vorwurf gemacht hatte, nicht als Schwäche, sondern als Tugend deutete, gehört zu den am häufigsten überlieferten Biographien des Mittelalters. Sie fand vor der Erfindung der Buchdruckerkunst vor allem im heutigen Frankreich Verbreitung (im Gegensatz zum Werk Thegans, das vorwiegend im deutschsprachigen Raum aufgenommen wurde). Wie Tremps detaillierte und nuancenreiche Untersuchung ergibt, beeinflusste sie eine Reihe von hoch- und spätmittelalterlichen Geschichtswerken aus dem Umfeld des französischen Königtums, bis hin zu der volkssprachlichen Chronique des rois de France des Anonymus von Chantilly und der grossen Geschichtskompilation des Michel Pintoin. Die erst mit Handschriften des 10. Jahrhunderts einsetzende Überlieferung führt Tremp überzeugend auf eine Prachtshandschrift zurück, welche zur Bibliothek Karls des Kahlen gehörte und welche auch Einhards Biographie Karls des Grossen enthielt. Der von der Forschung als Astronomus bezeichnete Biograph gehörte wohl zu jener Gruppe geistlicher Gefolgsleute Ludwigs des Frommen, welche nach dessen Tod (20. Juni 840) zunächst der Sache der Reichseinheit und damit Lothar I. zuneigten, aber nach der Schlacht von Fontenoy (25. Juni 841) auf die Seite Karls des Kahlen wechselten. Sein Werk spiegelt an einigen Stellen noch den Standpunkt der Anhänger der Reichseinheit. Es gelingt Tremp, mit neuen, an der Überlieferungsgeschichte gewonnenen Argumenten eine ältere Hypothese zu stützen, wonach es sich bei dem Astronomus um Hilduin den Jüngeren, einen nachmaligen Leiter der Hofkapelle Karls des Kahlen, gehandelt hätte.

Luzern *Konrad Wanner*

Feste und Feiern im Mittelalter. Paderborner Symposion des Mediävistenverbandes. Hg. von D. ALTENBURG, J. JANUT, H.-H. STEINHOFF. Sigmaringen, Thorbecke, 1991. 551 S., Abb. ISBN 3-7995-5402-5. DM 128.–.

Stadt und Fest. Zu Geschichte und Gegenwart europäischer Festkultur. Hg. von P. HUGGER, mit W. BURKERT und E. LICHTENHAHN. Unterägeri, W&H; Stuttgart, Metzler, 1987. 276 S., Abb. ISBN 3-909113-01-X / 3-476-00630-1. sFr. 48.–.

Fest- und Feiertage kadenzieren das ganze Mittelalter hindurch den Jahres- und Lebensrhythmus des Menschen, vorab durch die zahlreichen religiösen Gedenktage des Kirchenjahres, doch nicht minder durch Hochzeiten, Taufen, Begräbnisse, hohe weltliche oder geistliche Besuche, die Festbräuche einzelner sozialer Gruppen usw. Den Funktionen des mittelalterlichen Festes nachzuspüren, durch alle Schichten der Ständegesellschaft hindurch, vom Prunk königlicher oder fürstlicher Reichs- und Hoftage und ritterlicher Turniere, bis zu den Festformen der Stadt und dem derb-bäuerischen Treiben der Fastnacht (als eigentlichem Gegenfest), war die Aufgabe, die sich der Mediävistenverband für sein drittes Symposion 1991 in Paderborn gestellt hatte. Die über vierzig Beiträge wurden fachübergreifend in verschiedenen Sektionen (Anthropologische und sozialgeschichtliche Aspekte; Soziale Gruppen und ihre Feste; Spielleute, Gaukler, Mimen; Ostern; Gegenfeste; Hochzeit; Tafelrundenfeste – Goldenes Vlies; Adventus – Entry) vorgestellt und diskutiert. Diesem Aufbau folgt auch der vorliegende Band, der die Beiträge sammelt und dadurch mit seinen schlaglichtartigen Beleuchtungen von Einzelaspekten ein buntes Mosaikbild erzielt und zur weitergehenden Beschäftigung mit dem Thema anregt.

Das «Fest als Lebensrhythmus des Mittelalters», dargestellt am Beispiel der Stadt, war bereits 1986 der Inhalt des Beitrages von Ludwig Schmugge im Rahmen einer Vortragsreihe der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich zum Thema «Das Fest als urbanes Ereignis». Die 1987 unter dem Titel «Stadt und Fest» gedruckten Vorträge – der Beitrag der Gesamtuniversität zum 2000-Jahr-Jubiläum der Stadt Zürich – beschränken sich keineswegs auf die Stadt Zürich, sondern bieten ein Panorama städtischer Festkultur in Europa von der Antike (W. Burkert) und dem Mittelalter (L. Schmugge, K. Tenfelde, M. Wehrli) über das 17. bis 19. Jahrhundert (M. Ozouf, R. Preimesberger, A. Reinle, E. Lichtenhahn, S. Leopold, W. Weber) bis zu den Grossstadtfesten der Moderne (W. Lipp). Eingerahmt werden die Beiträge sinnvoll durch die Einleitung P. Huggers, der die forschungsgeschichtlichen Perspektiven rund um das Fest aufzeigt, und die übergreifenden «Gedanken zur städtischen Festkultur» H. Bausingers.

Cologny – Genf *René Wetzel*

JÖRG K. HOENSCH, *Přemysl Otakar II. von Böhmen. Der goldene Käfig.* Graz/Wien/Köln, Styria, 1989. 320 S., Abb. ISBN 3-222-11910-4. öS 350.–/DM 49.–.

Přemysl Otakar II. taucht in unseren Geschichtsbüchern vor allem als grosser Gegenspieler Rudolfs I. von Habsburg im Kampf um die römische Königskrone auf. Jörg K. Hoensch, Professor für osteuropäische Geschichte an der Universität des Saarlandes in Saarbrücken, gibt uns mit der vorgelegten Biographie Gelegenheit, unser Bild dieser mittelalterlichen Herrschergestalt zu erweitern.

Die Beschreibung des Lebens und der Wirksamkeit des Böhmerkönigs ist in drei Teile gegliedert: Aufstieg, Machtentfaltung, Niedergang. Im Zentrum der Darstellung stehen natürlich die politischen Aktivitäten und die Herrschaftsführung, angefangen von seiner Erhebung zum Markgrafen von Mähren und der Krönung zum König von Böhmen bis zu seinem vergeblichen Bestreben sich ein von der Ostsee bis an die Adria erstreckendes Grossreich zu schaffen. Trotz der kargen Quellenlage bringt Hoensch dem Leser aber auch die Persönlichkeit des «goldenen» Königs näher. Verschiedene

Kapitel des Buches (religiöses Leben und Kirchenorganisation, Kolonisation und Städtegründungen, Juden- und Münzpolitik) durchbrechen die personenbezogene Darstellung und beleuchten den historischen Hintergrund der Herrschaftszeit Přemysl Otakars II. Zahlreiche Fotografien, Karten und Stammtafeln ergänzen den Text.

Zürich *Roland Aegerter*

Fürstliche Residenzen im spätmittelalterlichen Europa, hg. von HANS PATZE und WERNER PARAVICINI. Sigmaringen, Thorbecke, 1991, 503 S., Abb. Vorträge und Forschungen, Bd. 36).

1972 wies Hans Patze (in: Stadt und Stadtherr im 14. Jh., hg. W. Rausch, Linz 1972, S. 1–54) auf die Bedeutung der Residenzbildung für die Geschichte Alteuropas hin: Residenzen prägten die Entfaltung von Herrschaft, Verwaltung, Kultur, Kunst und Architektur; wenigstens im Deutschen Reich trat die Vielzahl der fürstlichen Residenzen an die Stelle der nicht vorhandenen Zentrale, der Hauptstadt. Aus solchen Beobachtungen reifte der Plan zur Erforschung der «landesherrlichen Residenzen im spätmittelalterlichen Deutschen Reich» (das Programm in den Blättern für deutsche Landesgeschichte 118, 1982, S. 205–220) und damit zur Ergänzung des vom Göttinger Max-Planck-Institut für Geschichte erarbeiteten Repertoriums der deutschen Königspfalzen um die spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Zentralorte. Erste Früchte sind in der Reihe «Residenzforschung» des Thorbecke-Verlags und in anderen Monographien publiziert, die Diskussion um die Tauglichkeit des Vorhabens entfacht (vgl. P. Moraw, Was war eine Residenz im deutschen Spätmittelalter?, in: Zeitschrift für historische Forschung 18, 1991, S. 461–468).

Nur vor dem Hintergrund dieser langfristig angelegten Planungen gelingt die angemessene Beurteilung des anzuzeigenden Sammelbandes, der aus zwei Tagungen des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte erwuchs. Mit Ausnahme eines Beitrags zur Lüneburger Grablege der Billunger und Welfen (E. Michael, ohne Berücksichtigung der Forschungen G. Althoffs) beschäftigen sich die Aufsätze ausgerechnet mit nichtdeutschen Phänomenen, nämlich mit den vielfältigen Erscheinungen in Frankreich und dem französisch-deutschen Grenzraum des Spätmittelalters (S. Roux, R. Favreau, J.-L. Fray, A. Girardot, A. Uyttebrouck, W. Paravicini), in Oberitalien (J. Riedmann) und in Ostmitteleuropa (H. Weczerka, A. Kartoscha-Kamzowa, I. Hlaváčzek, A. Kubinyi), um der deutschen Forschergruppe unerlässliches Vergleichsmaterial bereitzustellen und auf den gesamteuropäischen Rang der Residenzbildung hinzudeuten. Aus der Fülle bündeln H. Patze und W. Paravicini die Funde und Befunde zu den ersten Antworten, vor allem aber zu Fragen («Was ist eine Residenz?», «Was ist eine fürstliche Residenz?»). Der gut ausgestattete Band wird durch einen bemerkenswerten Beitrag zu fiktiven Residenzen (G. Melville) eingeleitet, der in der Untersuchung «utopischer» Texte erneut die Tauglichkeit mittelalterlicher Vorstellungsgeschichte in ihrem Verhältnis zur Wirklichkeit erweisen kann.

Braunschweig *Bernd Schneidmüller*

Fälschungen im Mittelalter. Intern. Kongress der Monumenta Germaniae Historica, München, 16.–19. 9. 1986. Teil VI. Register. Bearb. von DETLEV JASPER. Hannover, Hahn, 1990. 215 S. (Schriften der MGH, Bd. 33). ISBN 3-7752-5161-8.

Im Band 40, 1990, dieser Zeitschrift wurde unter dem Titel «Wahrheit oder Fälschung – Wahrheit der Fälschung?» die monumentale Ausgabe dieser Kongressakten in fünf Bänden gewürdigt, die nun durch einen von Detlev Jasper erarbeiteten vorzüglichen Registerband erschlossen werden. Von besonderem Nutzen ist ein Quellenregister, das alle behandelten Quellentexte aufschlüsselt und bei Urkunden durch Hin-

weise auf die massgeblichen Ausgaben die Identifizierung erleichtert. Ausserdem bietet der Registerband neben einem Verzeichnis der Verfasser der Beiträge in den fünf Textbänden auch ein Handschriftenregister und ein Namen- und Sachregister.

Zürich *Hans-Jörg Gilomen*

BEC, CHRISTIAN; IVAN CLOULAS; BERTRAND JESTAZ; ALBERTO TENENTI, *L'Italie de la Renaissance. Un monde en mutation (1378–1494).* Paris, Fayard, 1990. 398 p.

Das von Ivan Cloulas (oberflächlich) koordinierte und von in Paris wirkenden Gelehrten verfasste Buch will ein «ouvrage d'initiation, mais aussi de référence» abgeben. Die Eckdaten sind vertretbar, das erste ist jedoch nirgends begründet und wird auch von keinem der Autoren eingehalten. Cloulas selber behandelt die politische Geschichte mit vielen Details, aber wenig Neigung zur Synthese; unglücklich ist das vor allem im ersten Teil (1378–1454) gewählte Vorgehen, die vorwiegend als Aussenpolitik verstandene Geschichte der fünf führenden Mächte einzeln und nacheinander darzustellen – eine parallele Schilderung als gesamtitalienische Entwicklung hätte viele eher verwirrende Wiederholungen vermieden. Bec widmet sich der Literatur; entsprechend seinen eigenen Forschungen steht Florenz im Mittelpunkt, die volkssprachliche Produktion gleichberechtigt neben der gelehrt-humanistischen. Becs Beiträge sind die einzigen, die einen Eindruck vom Forschungsstand und von aktuellen Diskussionen vermitteln. Seine Überblicke, etwa einleitend zum Epochenbegriff «Renaissance», sind präzis, so dass man auch die zuweilen etwas breiten Exemplifikationen (Alberti usw.) nicht übelnimmt. Auch bei Jestaz steht Florenz im Zentrum, hier der kunsthistorischen Erneuerung. Nach einem guten Überblick über die Haupttendenzen verfällt er einer biographisch geordneten Stilgeschichte. Sie bleibt historisch wenig aufschlussreich, zumal die Illustrationen knapp gehalten und anscheinend recht unsorgfältig ausgesucht sind (was soll etwa die – auch im Text nur knapp erwähnte – gotische Ca' d'Oro veranschaulichen?). Interessante Aspekte über die gesellschaftlichen Funktionen der Kunst liefert dagegen Tenenti, der eine kaum revolutionierende, aber durchaus lesenswerte Übersicht über wichtige Aspekte der Sozialgeschichte des 15. Jahrhunderts liefert: die urbane Prägung Italiens, die Voraussetzungen des regen Wirtschaftslebens und die zunehmende Säkularisierung des Alltags.

Der Band enthält einige ärgerliche Nachlässigkeiten («Jakob Bürckhardt» und «l'Anglais C. C. Hastings»), genealogische Tafeln, aber keine Fussnoten, eine einzige Karte und nur einen Personenindex; die Bibliographie beschränkt sich auf Wesentliches, ohne Zufälligkeiten zu vermeiden. Insofern wird der Spezialist sich wohl weiterhin an echte Referenzwerke halten, während der weniger vorbelastete Leser mindestens in den Beiträgen Becs und Tenentis eine brauchbare Einführung vorgesetzt erhält.

Basel *Thomas Maissen*

CARLO GINZBURG, *Erkundungen über Piero. Piero della Francesca, ein Maler der frühen Renaissance.* Aus dem Italienischen von K. F. HAUBER. Frankfurt a. M., Fischer, 1991. 191 S., Abb. (Fischer Wissenschaft). ISBN 3-596-10334-7. DM 19.80.

Zehn Jahre nach der italienischen Originalausgabe (Turin, Einaudi, 1981) und der deutschen Erstausgabe (Berlin, Wagenbach, 1981) ist das kleine Werk des italienischen Historikers Carlo Ginzburg, der in letzter Zeit durch sein grosses Buch über den «Hexensabbat» (it. Originalausgabe Turin, Einaudi, 1990; dt. Erstausgabe Berlin, Wagenbach, 1990) von sich zu reden gemacht hat, nun auch im Fischer Taschenbuch greifbar. Darin schlägt Ginzburg uns nichts Geringeres als die historische (statt: stilistische) «Lektüre eines Kunstwerkes» (S. 22) vor, nämlich der «Geisselung» des Piero

della Francesca, welche er aufgrund einer «kombinierten Analyse von Ikonographie und Auftraggeberschaft» (S. 52) schliesslich ins Jahr 1459 datiert. Dabei besticht das sorgfältige und gut dokumentierte Vorgehen, welches auch die eigenen Schwächen (etwa die Identifizierung eines der Männer im Vordergrund mit dem Kardinal Bessarion) nicht verschweigt und welches exemplarischen Wert aufweist – auch wenn das Resultat nicht das richtige sein sollte.

Freiburg *Kathrin Utz Tremp*

Histoire militaire de la France. Sous la direction d'André Corvisier. 1. *Des origines à 1715.* Sous la direction de Philippe Contamine. Paris, Presses universitaires de France, 1992. 632 p., ill. ISBN 2-13-043872-5.

L'utilité d'un ouvrage consacré aux faits militaires dans le passé de la France s'impose non seulement à l'intention des seuls spécialistes, mais à celle de tous ceux qui veulent comprendre d'autres domaines de l'histoire. Les interférences sont constantes. Renoncer à prendre en compte les guerres, c'est restreindre singulièrement la place de la sensibilité des hommes dans l'histoire.

Ce premier volume sera suivi de trois autres (1715–1871, 1871–1940, 1940–1991). Le découpage concerne aussi l'histoire navale de la France imposé par la guerre terrestre. Si l'historiographie actuelle insiste volontiers sur la continuité culturelle et politique entre l'Antiquité tardive et le haut Moyen Age, il a paru préférable de retenir comme point de départ de ce volume le début du VIe siècle. Grâce à Clovis, se constitue l'unité de la Gaule. Malgré les restrictions ou les extensions territoriales et politiques manifestes jusqu'à la fin du XVe siècle, en dépit de nombre d'armées particulières, le fil conducteur de ce premier volume est constitué par le déroulement des fastes militaires des rois de France. Après la féodalité, se simplifient quelque peu les structures militaires.

Les quatre derniers siècles envisagés dans ce volume marquent une symbiose toujours plus étroite entre les rois de France et le territoire «national». Si la plupart des théâtres d'opérations français s'y déroulent, les expéditions lointaines ne deviendront coloniales qu'au début du XVIIIe siècle, bien en retard sur les pays voisins. Le terme de 1715 ne marque pas la fin d'une longue période où la guerre a pesé de tout son poids sur les populations françaises. Le nouveau règne inaugure une époque d'accalmie relative, voire en Occident de domestication de la guerre, condition nécessaire au rayonnement d'une civilisation des Lumières.

Fribourg *Dominic M. Pedrazzini*

Ulrich Muhlack, *Geschichtswissenschaft im Humanismus und in der Aufklärung. Die Vorgeschichte des Historismus.* München, Beck, 1991. 460 S. ISBN 3-406-35091-7. DM 98.–.

Die vorliegende historiographiegeschichtliche Untersuchung enthält ein sehr anspruchsvolles Programm und stellt hohe Ansprüche auch an den Leser. Es handelt sich um einen Überblick über die Geschichtsschreibung des Humanismus und der Aufklärung, der sich als Darstellung und Analyse der Vorgeschichte des Historismus versteht. Da die Entstehung des Historismus ein Ereignis vor allem der deutschen Historiographiegeschichte ist, fühlt sich der Autor berechtigt, seine Betrachtungen über die humanistische und aufklärerische Geschichtsschreibung hauptsächlich auf Werken zu basieren, die im deutschsprachigen Bereich Europas entstanden sind. Ausblicke über die Grenzen dieses Bereichs hinaus werden allerdings überall dort unternommen, wo dies zur Verdeutlichung der allgemeinen wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhänge erforderlich und sinnvoll erscheint.

Die Sachgesichtspunkte, von denen in den einzelnen Kapiteln ausgegangen wird, ergeben sich aus der Systematik und inneren Logik einer Fragestellung, die auf die Theorie der Geschichtswissenschaft in den erwähnten Perioden ausgerichtet ist. Nach einer über Begriffe und Ansätze orientierenden Einleitung wird zunächst die Grundfrage nach dem jeweils deklarierten Zweck der Geschichtswissenschaft erörtert. Daraufhin wendet sich der Verfasser der «erkenntnistheoretischen Fundierung der Historie» zu, d. h. der Bestimmung der Bedingungen, unter denen historische Erkenntnis als möglich erachtet wurde. Das ausführlichste Kapitel behandelt den Gegenstand bzw. die Gegenstände der Geschichtsschreibung im Humanismus und in der Aufklärung. Im Anschluss hieran werden die «Auffassungen von historischer Interpretation» untersucht, d. h. die Meinungen über die bestimmenden Faktoren oder bewegenden Kräfte der historischen Entwicklungen. Am Ende steht die Darstellung der Methodologie der historischen Quellenforschung.

Das Werk Muhlacks ist kein Handbuch zur Geschichte der Geschichtswissenschaft, sondern eine thematisch begrenzte Analyse historiographiegeschichtlicher Entwicklung, die nicht chronologisch, sondern in mehreren sachbezogenen Längsschnitten angelegt ist. Die behandelten Autoren und Werke haben exemplifizierende Funktion. Neben sehr bekannten historiographischen Leistungen, deren Erwähnung man erwartet, werden auch weniger bekannte Werke beigezogen. Unter den humanistischen Historiographen tritt vor allem Beatus Rhenanus immer wieder in den Vordergrund, da sich seine Schriften für die hier verfolgten analytischen Ansätze als besonders ergiebig erweisen.

Im Schlusskapitel bespricht der Verfasser kursorisch die «Formierung des Historismus», was für ihn gleichbedeutend ist mit dem Anfang der modernen kritischen Geschichtswissenschaft. Seinen eigenen Historismusbegriff formuliert Muhlack in bewusster Anlehnung an Benedetto Croce: Historismus ist totale Historisierung der Wirklichkeit, die eine immanente Geschichtsbetrachtung im Gegensatz zu einer dualistischen impliziert.

Die reich dokumentierte Darstellung vermittelt dem Leser zunächst einmal eine Vielzahl historiographiegeschichtlicher Einzelinformationen, aber auch manche allgemeine Einblicke in die Gesamtzusammenhänge der Geschichte europäischer Geschichtsschreibung. Es ist nicht zu bezweifeln, dass das Studium dieses schwierigen, aber innerlich kohärenten und in seinen theoretischen Grundlagen sehr sorgfältig durchdachten Buches dem interessierten Leser grossen Gewinn zu bringen vermag.

Basel *Hans R. Guggisberg*

ROBERT JÜTTE, *Ärzte, Heiler und Patienten. Medizinischer Alltag in der frühen Neuzeit.* Zürich/München, Artemis & Winkler, 1991. 295 S., Abb. ISBN 3-7608-1932-X. sFr. 40.–.

In Robert Jüttes «Medizingeschichte aus der Sicht der Patienten», die auf einer immensen Quellenarbeit beruht, stehen die soziokulturelle Einstellung zum Leiden sowie die gesellschaftliche und medizinische Krankheitsbewältigung im Zentrum. Der «archivalische Zufall» liess Jütte das «Beleidbuch» der Kölner Wundärzte und Barbiere entdecken, das von 1557 bis 1638 mehr als 2300 Eintragungen enthält, die von Amtes wegen erfolgte Krankenvisiten betreffen. Ferner schöpfte er das bislang medizingeschichtlich nicht ausgewertete Manuskript des Kölner Ratsherrn und Juristen Hermann Weinsberg im Hinblick auf gesundheitserhaltende Lebensgestaltung und Krankheitserfahrung aus. Verhörprotokolle, Testamente, Bittschriften und andere Quellen ergänzen die Grundlagen seiner Kölner «Mikrostoria».

Auf dem «Gesundheitsmarkt» herrschte ein erstaunlicher Pluralismus vor. Entscheidend bei der Suche nach medizinischer Hilfe waren unter diesen Umständen die

Vorstellungen von der Ursache einer Erkrankung, die durch ihre wichtigsten Boten – Fieber und/oder Schmerzen – angekündigt wurde und die betroffenen Menschen ans Bett fesselte. Die bekannten ähnlichen «Fälle» und die Erfahrungen und Kenntnisse der Familienmitglieder, der Verwandten oder Freunde in Erwägung ziehend, wurde entweder der gelehrte Arzt, der Wundarzt, eine weise Frau, der Bruchschneider oder ein jüdischer Arzt zu Rate gezogen. Dass die reale und symbolische Vielgestaltigkeit des physischen Körpers der Vielgestaltigkeit des sozialen Körpers der Heilpersonen entsprach, hiess keineswegs, dass die Konkurrenz unter ihnen fehlte. Seit dem 16. Jahrhundert ist in den Quellen die Polemik der Doktoren und zünftisch organisierten Handwerkschirurgen gegen die obrigkeitlich tolerierten volksmedizinischen Heilpraktiker und -praktikerinnen anzutreffen.

Humoralpathologie, Verstösse gegen die Mässigkeit beim Essen und Trinken, aussergewöhnliche körperliche Anstrengungen oder Emotionen, aber auch das Klima wie Feuchtigkeit, Wärme oder Kälte erklärten Krankheiten. Mit Barbara Duden vertritt Jütte die These, dass die Natur der Krankheit nicht in erster Linie im Innern des Körpers, sondern ausserhalb vermutet wurde. In dieser Vorstellung hatten auch der «böse Blick» oder Schadenzauber ihre gleichwertige Bedeutung. Die Vermischung von Religion und Magie in den Heilpraktiken war den städtischen Behörden allerdings ein Dorn im Auge. Mit der Hexenverfolgung, die ihren Höhepunkt gegen Ende der 20er Jahre des 17. Jahrhunderts erreichte, zogen sie mit unerbittlicher Konsequenz gegen die magische Vorstellungswelt zu Felde, obwohl prominenten Gegnern der Hexenverfolgung deren soziale Ursachen teilweise bekannt waren, obwohl eine Zeugin, wie beim Tod einer Wöchnerin, statt der Hexerei klimatische Gründe verantwortlich machte, obwohl, wie beim Tode eines angeblich von einer Hebamme verhexten Kindes, ein Arzt nach der Obduktion eine unnatürliche Ursache für unwahrscheinlich hielt. Trotz dieser Einwände blieben die Anklagen auf Hexerei erfolgreich. Jütte beschränkt sich auf die Darstellung der Konflikte bei der Erklärung plötzlicher Todesfälle oder Erkrankungen. Warum die Herrschaftselite der Stadt Köln Hexereianschuldigungen unterstützte und damit magischen Erklärungen Gültigkeit gab, um sie zu verfolgen, bleibt offen.

Dieser Vernachlässigung des machtpolitischen Aspektes in der gesellschaftlichen Bewältigung von Krankheit und Tod steht eine umfangreiche Schilderung jener Alltäglichkeiten gegenüber, welche die Menschen im Krankheitsfalle zu bewältigen hatten: Verhandlungen mit den Heilpersonen über deren Leistungen und Entschädigung, Einrichtung des Krankenzimmers in der Haushaltung und Gesprächsregeln für Besucherinnen und Besucher am Krankenbett, Vermeidung des materiellen Risikos, das Krankheit mit sich brachte, oder der drohenden Stigmatisierung, Wahl von «Rosskuren», Aderlass oder eines Hausmittels. Jütte versteht es, den medizinischen Alltag in der frühen Neuzeit äusserst lebendig und lebensnah zu vermitteln.

Zürich *Sabina Roth*

KLAUS VETTER, *Am Hofe Wilhelms von Oranien.* Stuttgart, DVA, 1991. 164 S., Abb. (Reihe «Herrscher, Höfe, Hintergründe»). ISBN 3-421-06524-1. DM 39.80.

Man kann dieses Buch als eine kulturhistorisch angelegte Biographie Wilhelms von Oranien unter besonderer Berücksichtigung seines Privatlebens, seiner vier Ehen (die zweite mit Anna von Sachsen verlief unglücklich und wurde zur «chronique scandaleuse») und seiner Lebensumstände überhaupt bezeichnen. Auch der Hof kommt zur Sprache, wobei es eigentlich deren mehrere waren: der Naussauische Hof zu Brüssel, eine luxuriöse Sehenswürdigkeit jener Zeit, daneben derjenige zu Breda (während der Emigration auch der Ausweichhof des Bruders zu Dillingen, wo Wilhelm seine Jugend verbracht hatte); fast am wenigsten erfährt man dann über den Hof des Vorkämpfers

der niederländischen Freiheit. Um so mehr hingegen über die diversen Nebenfrauen, Feste, Tänze, Bekleidung, Jagden und die leiblichen Genüsse der reichen früheren Zeit, wo alles sehr lebensfreudig zuging, aber noch nicht im Sinne einer «höfischen Gesellschaft» (N. Elias) abgestuft und reglementiert war. Der Band, der kurz auch die Ereignisgeschichte referiert, ist schön bebildert.

Zürich *Peter Stadler*

TSCHAMPER DENISE, *Die Weinproduktion im Bordelais während des 17. Jahrhunderts. Eine agrartechnische, weintechnologische und agrarkommerzielle Untersuchung.* Hegnau, Eigenverlag-Dionysia, 1991. 335 S., Abb. (Diss. Univ, Zürich, 1989/90). ISBN 3-9520116-1-4.

Die Originalität dieser Zürcher Dissertation besteht in der Kombination wirtschaftshistorischer (Landwirtschaft und Handel) sowie weintechologischer Untersuchungen, wofür sich die Autorin neben ihrem Geschichtsstudium auch durch den Besuch önologischer Lehrveranstaltungen in Bordeaux qualifiziert hat. Die Fülle französischer Fachausdrücke zu allen (mit Skizzen und einigen Bildern illustrierten) Arbeitsgängen und Geräten von der Rebe zum Wein macht die Studie zudem auch für den Linguisten und den Volkskundler interessant. Ziel der sorgfältig erarbeiteten Darstellung ist es, den Ursprüngen der Bordeauxweine (so wie sie uns heute bekannt sind) im 17. Jahrhundert nachzuspüren, das heisst vor dem markanten Aufschwung gegen das Jahrhundertende und vor allem dann im 18. Jahrhundert. Als Quellen wurde neben Archivmaterial zeitgenössisches agronomisches und weinbautechnisches Schriftgut ausgewertet.

Die zuerst auf den im gleichen Zeitraum entstandenen Domänen eingeführten Neuerungen betrafen weniger den in jahrhundertalter Tradition fortgesetzten Weinbau als die Suche nach einem schwereren und lagerfähigeren Rotwein, welchem die holländische und englische Exportkundschaft in jener Epoche gegenüber dem leichten Clairet den Vorzug gab. Im Hinblick auf den Umstand, dass mehr als die Hälfte der Produktion ausgeführt wurde, waren solche Kundenwünsche determinierend. Daneben wurde auch bereits ein ebenfalls exportierter Weisswein hergestellt.

Vevey *Martin R. Schärer*

Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich 1680–1820. Heft 8: Barbarie, Civilisation, Vandalisme – Economie politique; Heft 9: Bastille – Citoyen-sujet, Civisme; Heft 10: Féodalité, Féodal – Parlement. Hg. von R. REICHHARDT u.a. München, Oldenburg 1988. Je 110 S. ISBN 3-486-54441-1; 3-486-54451-9; 3-486-54461-6. DM 68.– je Heft.

Zur Erforschung und Darstellung der für die Geburt der modernen Welt entscheidenden Epoche der Aufklärung und Französischen Revolution sind spezialisierte Lexika und Fachhandbücher unerlässlich. Es ist dem Historiker heutzutage kaum zuzumuten, vor der Behandlung einzelner Phänomene oder Aspekte der französischen Geschichte vom 17. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts die zeitgenössische politisch-soziale Begriffswelt durchzuarbeiten. Das darf er getrost den Spezialisten überlassen, die ihm das nötige Instrumentarium bereitstellen. Ein solches sei hier kurz angezeigt. Mehr als 50 Forscher aus Frankreich, Deutschland und den USA behandeln auf breiter Quellenbasis über 150 politisch-soziale Grundbegriffe, wie sie in der französischen Aufklärung und in der Revolutionspublizistik auftauchten. In einer Reihe von Heften wird der grundlegende Wortschatz des Ancien Régime und der Revolution griffbereit dargeboten, und zwar nicht in oberflächlicher lexikalischer Form, sondern handbuchgemäss in fundierten, zuweilen recht ausgedehnten Artikeln, die kaum

Wünsche offenlassen. Nach knappen Einleitungen skizzieren die Autoren Herkunft und Geschichte eines Begriffs, untersuchen seine Wandlungen, die immer neuen Sinngebungen, die polemischen Verzerrungen u. a. m. Ein klassisches Beispiel ist etwa die sorgfältig nachgezeichnete Entwicklung des Begriffs «Bastille» mit seiner typischen Umwertung vom Unterdrückungs- zum Freiheitssymbol. Besonders aufwendig gestaltet sich die Analyse des komplexen Begriffs der «Féodalité». Da müssen juristische Konzeption, materielle Realität und politisch-soziale Polemik Berücksichtigung finden, um seinen Stellenwert im historischen kollektiven Bewusstsein zu bestimmen und seine Vorbelastung aufzuzeigen. Diese Hinweise auf Inhalte des Handbuches müssen genügen. Selbstverständlich verfügt jeder Artikel über den üblichen wissenschaftlichen Apparat. Das breitangelegte Werk füllt eine Lücke. Es wird den im Umfeld der Französischen Revolution sich bewegenden Historikern gute Dienste leisten.

Meggen *Guido Stucki*

LUCIEN BÉLY, *Les relations internationales en Europe XVIIe–XVIIIe siècles.* Paris, PUF, 1992. XXIII, 731 p. 199 FF.

L'histoire diplomatique fut longtemps délaissée en France au profit de l'étude des structures sociales et économiques. Le livre du professeur Lucien Bély témoigne du renouveau historiographique pour l'étude des relations internationales à l'époque moderne. Déceler l'évolution et les permanences de la vie internationale pendant deux siècles, en abordant dans le détail le récit de ces relations, tels sont les objectifs assignés à cet ouvrage.

Cet historien de la jeune génération est parvenu à concilier approche thématique et respect de la chronologie. A l'aide de choix draconiens notamment dans les événements et les hommes étudiés, l'auteur tend à nous restituer, selon sa formule, «le tremblement de l'histoire» (p. XXII). Ainsi, en plus d'une étude préliminaire sur les enjeux internationaux, deux chapitres sont consacrés à la guerre et à la paix, à travers le long XVIIe siècle, et un chapitre s'attache aux mutations du XVIIIe siècle.

L'ouvrage du professeur lillois a le grand mérite d'offrir une synthèse des travaux récents, notamment anglo-saxons. En ce sens, il s'agit d'un manuel incontournable pour qui s'intéresse à l'histoire du Vieux Continent, d'autant plus qu'il permet de saisir les cohérences européennes au moment où prend forme politiquement l'espace européen. Ainsi l'auteur montre-t-il comment au XVIIe siècle «l'unité de l'Europe s'appuyait sur le cosmopolitisme de ses élites» (p. 57), et comment les idées audacieuses des despotes éclairés du XVIIIe siècle «cachaient finalement des appétits biens traditionnels», ces monarques ayant été «comme leurs ancêtres, soucieux d'être éclairés surtout par les rayons de la gloire militaire» (p. 485). L'ouvrage fournit également un apport original à la connaissance historique, dans la mesure où ce chercheur a rédigé une thèse sur le Traité d'Utrecht, ce qui lui permet de nous restituer ici l'essentiel de sa recherche (cf. chapitre 14). Dans le texte, de fréquentes mises au point viennent fort à propos synthétiser l'analyse, illustrée par des généalogies de familles régnantes et de nombreuses cartes aussi lisibles que correctes (ce qui n'est pas aussi fréquent qu'il y paraît dans ce type d'ouvrage).

Par contre, trente-six ans après l'œuvre de Gaston Zeller sur l'histoire des relations internationales durant les temps modernes, le travail de Lucien Bély témoigne de la durable méconnaissance de l'historiographie d'outre-Jura quant à la place de la Suisse dans le contexte européen. Il convient de rectifier les assertions de certains historiens français cités ici, mêlant Zurich au règlement militaire de la question genevoise en 1782 (p. 636) ou présentant la Suisse durant la Révolution, cédant à la France des contrées alors que seuls les Etats alliés des cantons suisses se virent enlever par la force des portions de territoire (p. 671).

L'histoire de l'Europe ne gravite plus seulement autour de celle de France. On s'en

doutait un peu, mais les lecteurs européens seront agréablement surpris de voir les historiens de l'Hexagone traiter l'histoire de l'Europe dans sa globalité et non plus seulement vue de Paris. Ainsi dans l'importante synthèse historique de Lucien Bély, la Révolution française est-elle replacée dans un contexte européen, où le démembrement de la Pologne, par exemple, tient sur le moment une place aussi considérable que lourde de conséquences pour le développement de la Révolution elle-même. Cet ouvrage a le mérite de refléter une historiographie française au seuil d'une profonde mutation dans la perception de son environnement.

Fribourg *Alain-Jacques Tornare*

FRANÇOIS RÜEGG, *A l'Est, rien de nouveau. De la barbarie à la civilisation? Les marches impériales de l'Europe.* Genève, Georg, 1991. 185 p.

Alors que les frontières de l'Europe orientale sont remises en cause, souvent de manière violente, et qu'on voit d'anciennes unités ressurgir (Transylvanie, Slovénie, Ukraine, etc.), François Rüegg montre qu'en fait, c'est dans la deuxième moitié du XVIIIe siècle que se sont fixées les limites entre l'Occident et l'Orient, entre la «civilisation» inspirée par Vienne, sous la férule de l'*Aufklärung* – version germanique des Lumières – et la «barbarie» de l'Empire turc, et que c'est cette fraction qui refait aujourd'hui surface, par delà les Etats-nations créés artificiellement au XIXe siècle, sinon au XXe (comme c'est le cas pour la Yougoslavie, la Roumanie ou la Tchécoslovaquie) et la période communiste qui a pu faire oublier un moment ces fractures, pourtant toujours bien visibles dans la culture populaire, la musique, la gastronomie ou l'architecture.

L'hypothèse de Rüegg est qu'à l'occasion de ce réveil, on assisterait à la résurgence du phénomène d'acculturation ou de «civilisation» qu'avaient connu les populations balkaniques lorsqu'elles étaient sous le joug turc, considérées comme ignorantes, superstitieuses, fainéantes, etc. et à qui on imposa un «modèle de développement», pour parler comme aujourd'hui, entièrement conçu à Vienne: «Tout se passe (...) comme si l'Occident devait, depuis le XVIIIe siècle, rouler toujours plus à l'Est les vagues de son 'progrès' au risque de noyer au passage toute résistance culturelle traditionnelle.» Il n'y aurait donc rien de nouveau sous le soleil. Simplement, cette colonisation ne se ferait plus au nom de la raison, de l'Etat ou de la religion, mais au nom du marché, de l'informatisation et du MacDonald's. Et ce nouvel asservissement risque d'être bien plus sournois et redoutable que celui des Jésuites et des Franciscains d'antan.

Dans sa démonstration, Ruëgg part de l'observation de l'*habitat,* qu'il considère à partir des témoignages – souvent inédits – de voyageurs, fonctionnaires, militaires et autres aventuriers qui ont sillonné ces régions au cours de cette période où l'Europe centrale et orientale a pris forme. A travers ces discours au contenu fortement ethnocentrique, on assiste, avec l'influence idéologique des «caméralistes», inventeurs de la comptabilité moderne, au passage d'un monde traditionnel, d'une culture rurale à tradition orale, à un monde moderne, organisé et rationnel, ce que l'observation de l'habitat paysan permet de suivre avec une étonnante précision.

La recherche de Rüegg dépasse pourtant largement le cadre de l'observation ethnographique classique: elle ouvre une réflexion plus générale sur l'histoire de la civilisation, digne des travaux d'un Max Weber, n'ayons pas peur d'oser cette comparaison, en ouvrant de nouvelles perspectives et pistes de recherche.

Quoi qu'il en soit, ce livre pourra permettre de remettre certaines pendules à l'heure, en nous aidant à mieux comprendre les évolutions profondes qui taraudent l'Est européen et l'extraordinaire complexité qui caractérise cette région du monde dont on découvre qu'elle est si proche de nous, ce dont les journalistes, à de très rares exceptions près, ont bien du mal à rendre compte.

Lausanne *Pierre Maurer*

ULRIKE PROKOP, *Die Illusion vom Grossen Paar.* Bd. 1: *Weibliche Lebensentwürfe im deutschen Bildungsbürgertum 1750–1770.* Bd. 2: *Das Tagebuch der Cornelia Goethe.* Frankfurt a. M., Fischer, 1991. 444; 444 S., Abb. (Fischer Wissenschaft; Originalausgabe). ISBN 3-596-27397-8; 27420-6. DM je 24.80.

Es ist mehr als verdienstvoll, es ist historisch geradezu notwendig, dass heutzutage – «natürlich» vor allem Frauen – die «andere Geschichte» aufzuarbeiten beginnen, indem sie die «Nachtseite» unserer Kultur, nämlich die unter dem Schutt der Jahrhunderte begrabenen schöpferischen Leistungen der Frauen, in mühseligster archäologischer Kleinarbeit ans Tageslicht befördern, indem sie bisher verborgene Quellen zum Fliessen bringen, d.h. Nichtveröffentlichtes publizieren und kommentieren. Schade hingegen ist, wenn dies ausgerechnet in einem wissenschaftlichen Jargon geschieht – dem der Frankfurter Sozialpsychologie –, welcher nur akademisch Gebildeten verständlich sein dürfte. (Ich zitiere beliebig als *ein* Beispiel unter vielen: «Wir sehen im kulturellen Bereich die systematische ... Desymbolisierung ganzer Praxisdimensionen der Frau ... (dem) entspricht die Remythisierung der Frau als Objekt», Bd. 1, S. 400.) Da fragt sich frau, ob es um wissenschaftliche Selbstbefriedigung und terminologisches Imponiergehabe oder um Veränderung gesellschaftlich-kulturellen Bewusstseins geht. Sie erwartet von einer Geschlechtsgenossin mehr als Beackerung eines bisher brachliegenden Feldes. Ferner: Nicht einsehbar ist, wieso Frauen zwecks Theoriebildung immer noch Anleihen bei S. Freud machen zu müssen glauben, der ja *die Frau* zeitlebens als minderwertigen Mann gesehen und behandelt hat, während im angelsächsischen Raum (Analytiker*innen* im Gefolge der C. G.-Jung-Schule) oder im benachbarten Frankreich (Lacan-Nachfolge) originellste Ansätze in neuer Blüte stehen. Unklarheiten betreffen auch Aufbau und Konzeption. Im Band «Schwestern berühmter Männer» (1985 von der geistreichen feministischen Linguistin Luise Pusch herausgegeben) hat Ulrike Prokop sich in lesens- und bemerkenswerter Weise bereits mit der «Melancholie der Cornelia Goethe» beschäftigt, und es fragt sich, wieso im neu erscheinenden Doppelband desselben Verlages Tagebuch und Briefe dieser verkannten Frau nicht geschlossen abgehandelt wurden, was zu unerträglichen Längen und Mehrspurigkeiten führt. Muss sie als Paradebeispiel für die These von der Opferung des Weiblichen im wiederauflebenden Patriarchalismus (des misogynen) 19. Jahrhunderts herhalten? Geschichtlich verhält es sich wohl so, dass «Freiheit – Gleichheit – Schwesterlichkeit» der Französischen Revolution in der kommenden reaktionären Phase Deutschlands zunichte wurde, vor allem nach der gescheiterten Revolution von 1848, und somit sah sich die Art Frau, welcher die Emanzipation in den gehobenen bürgerlichen Schichten (der Berliner Salons) nach 1800 gelungen war, erneut zurück ins Haus verwiesen, während «Madame» in Frankreich gewisse Freiheiten beibehielt und als Literatin/Publizistin Ansehen und Selbständigkeit genoss. Cornelia teilt ihr Schicksal mit so mancher genialen Schwester eines bekannteren Bruders (Maria Anna Mozart, Fanny Mendelssohn, Camille Claudel), der zum strahlenden Apollo wurde, indes sie, der es weder an Lust und Schreibtalent, noch am streitbaren Pfeil und Bogen der unverehelichten Artemis gefehlt hätte, aber an deren Frei- und Bewegungsraum, verkümmerte und zugrunde ging. Zu verweisen wäre auf Bettina Brentano als (eines der wenigen) Gegenbeispiele ...

Mit den beiden nachfolgenden Porträts hingegen – der Pietistin Susanne von Klettenberg und der Mutter Goethes – ist der Autorin ein grosser Wurf gelungen: zwei Sinn-volle (alle Sinne ansprechende) Kapitel. Selten habe ich etwas so Lebendiges und Engagiertes gelesen wie diese lebhaften und durch zahlreiche (bisher kaum zugängliche) Quellentexte untermalten Schilderungen der Herrenhuterin, einer «Nachfolgerin» der mittelalterlichen Begine Mechthild von Magdeburg. Wer – wie die Schreibende – selbst noch in Pietistenzirkeln aufgewachsen ist, kann bestätigen, dass dort das Leben für (ledige) Frauen noch immer die traditionellsten Geschichten schreibt. «Weibliche Spiritualität» ist nach wie vor des Teufels (ut mulier taceat in ecclesia – die Weiber

haben zu schweigen in der Gemeine). Dass die protestantische Susanne in ihrer (auch wirtschaftlichen!) Eigenständigkeit zu einem Lebenswerk gefunden hat, ist mehr denn erstaunlich. Nicht minder betroffen folgte ich dem Ariadne-Faden ins Labyrinth der Catharina Textor, der «Mutter des Genies» (ver-herr-licht im «Mutter-Natur»-Kult der «gebärfreudigen» «Stürmer-und-Dränger»!). Ist es zu beklagen, dass diese erfindungslustige, fabulierfreudige Frau nichts hinterlassen hat als ihre übersprudelnden Briefe (die teils zu vernichten der Sohn für nötig hielt)? Schwer zu be-ur-teilen. Jedenfalls täten Germanist*innen* gut daran, sich nicht bloss der vom Sohne vielbeschworenen «Frohnatur» des Mütterchens zu entsinnen, sondern auch der Kehrseite der historischen Medaille, nämlich: dass noch zwei lange Jahrhunderte vergehen sollten, bis die Frau – ob Mutter, Schwester, Tochter, Geliebte – als geistig und künstlerisch ebenbürtig in der Männerwelt zu finden war ...

Zürich *Annelise Ritzmann*

PÉNÉLOPE CASPARD-KARYDIS, ANDRÉ CHAMBON, *La presse d'éducation et d'enseignement, XVIIIe siècle – 1940.* Répertoire analytique établi sous la direction de PIERRE CASPARD. Tome 4. Paris, INRP/CNRS, 1991. 761 p.

Le 4e tome de ce répertoire constitue, pour l'histoire de la pédagogie et de l'éducation en France, un précieux instrument de recherche. Les 201 revues analysées (lettres S à Z), ainsi que les 154 du supplément, permettent de percevoir, pour chacune d'entre elles, quel est son éditeur, le mouvement de pensée auquel elle se rattache, son objectif précis, son contenu. Ainsi, *Le Volume, Journal des instituteurs, des institutrices et de leur famille,* de 1888 à 1917, instrument d'un enseignement libérateur, par opposition à celui, autoritaire, qui a précédé, entend-il promouvoir l'esprit républicain laïque, éclairé, seul capable, dans son optique, de faire des enfants qui sont confiés à l'école des individus affranchis. Pour cela, il offre à ses lecteurs une gamme très riche d'informations scientifiques, historiques, géographiques, pédagogiques, d'enquêtes, d'exemples de leçons et de travaux scolaires, d'œuvres littéraires, de nouvelles de la corporation enseignante. Ainsi, de même, les *Annales de l'éducation* rédigées par François Guizot et Pauline Guizot-Meulan, tentent-elles, de 1811 à 1813, de développer, pour les parents principalement, et en se référant aux meilleurs maîtres de la pédagogie, les principes d'une éducation éclairée. Quant aux *Annales de l'enseignement universel,* éphémères elles aussi (1829–1833), elles mettent en évidence, pour les pères de famille, au moyen d'exercices, les avantages de la méthode Jacotot. Ces périodiques, on le voit, vont de l'organe d'un syndicat tel que la *Tribune des instituteurs et des institutrices du département de Seine et Marne* (1887–1940) à une revue hebdomadaire illustrée pour les petites filles, à forte connotation religieuse, *Bernadette* (1914–1940). S'y ajoutent de volumineuses annexes comprenant quelque 2500 titres (Ecoles normales, Enseignement libre, Œuvres laïques, Patronages catholiques, Universités).

Genève *Gabriel Mützenberg*

BARTŁOMIEJ SZYNDLER, *Tadeusz Kościuszko 1746–1817.* Warszawa, Wydawnictwo Bellona, 1991. 484 S.

Nur wenige historische Gestalten erfreuen sich in Polen einer so grossen Popularität und fast legendärer Verehrung wie Tadeusz Kościuszko (1746–1817). Er ist auch in den Vereinigten Staaten verhältnismässig gut bekannt, weil er sich am Nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg beteiligte und sogar Washingtons Adjutant war. 1786 kehrte Kościuszko nach Polen zurück und kämpfte später für die Verteidigung der Konstitution vom 3. Mai 1791. Seit März 1794 leitete er den polnischen Aufstand gegen die Teilungen Polens und im Oktober desselben Jahres geriet er in Gefangen-

schaft. 1796 setzte ihn Zar Paul I. wieder in Freiheit. Dann lebte T. Kościuszko in Amerika, Frankreich und seit 1815 in der Schweiz.

Der Leserkreis dieser Zeitschrift sei weiter darauf hingewiesen, dass T. Kościuszko einer der hervorragenden Polen war, die im 19. Jahrundert in der Schweiz Zuflucht suchten. Die Wahl der Schweiz als Emigrationsland hatte im Fall T. Kościuszko vor allem persönliche Motive – die Freundschaft mit der solothurnischen Familie Zeltner. Ein wichtiges Bindeglied zwischen ihm und der Schweiz war auch Johann H. Pestalozzi, weil man T. Kościuszko zu den Enthusiasten der pädagogischen Ideen und Arbeiten von J. H. Pestalozzi zählen konnte.

Szyndlers Werk ist nicht in Schwarz und Weiss gehalten und der Verfasser meidet sorgsam eine Idealisierung oder Glorifizierung von T. Kościuszko. Szyndlers Gesamturteil über T. Kościuszko ist, meines Erachtens nach, vertieft und vielseitig. Ohne Zweifel entspricht die Biographie dem aktuellen Stand der historischen Forschung und zeichnet sich durch Klarheit und Sachlichkeit aus.

Gdańsk / Danzig *Marek Andrzejewski*

MARTIN HARRIS, *Joseph Maria Christoph Freiherr von Lassberg 1770–1855. Briefinventar und Prosopographie. Mit einer Abhandlung zu Lassbergs Entwicklung zum Altertumsforscher.* Heidelberg, Winter, 1991. 407 S. (Beihefte zum Euphorion, Heft 25; Diss. Univ. Freiburg CH, 1989). ISBN 3-533-04243-X. DM 98.–.

Es sei gleich vorweg gesagt: dies ist kein Buch zum Lesen. Aber ein Arbeitsinstrument erster Güte, wie sie heute selten noch von Einzelforschern hervorgebracht werden.

Der Name Lassberg ist heute am ehesten in Germanistenkreisen noch bekannt, nämlich als einstiger Besitzer der Nibelungenhandschrift, der sogenannt Hohenems-Lassbergischen. Damit ist auch angetönt, dass Lassberg als Sammler und nicht als Forscher Bedeutung erlangt hat. Trotzdem ist der erhaltene Briefwechsel recht umfangreich. Da werden 3265 Briefe von und an Lassberg, chronologisch geordnet, mit Absendeort, Datum, Verwahrungsort und allfälligem Druckort versehen, aufgelistet. 61 Archive werden als Verwahrungsort angeführt unter Angabe der entsprechenden Signaturen, sowie 62 Briefwechsel werden erfasst mit gedruckten Briefen.

Einen guten Einblick in den Bekanntenkreis Lassbergs vermittelt die 374 Artikel umfassende Prosopographie. Neben allgemeinen biographischen Kurzangaben, mit Verweisen auf weitere Literatur, wird die Beziehung zu Lassberg oder das in den Briefen erwähnte Problem erörtert. Dabei erfährt man vieles über die damalige Politik, unter anderem auch über den Wiener Kongress, an welchem Lassberg teilgenommen hatte. Hinweise vielfältiger Art entfallen auf das Leben in den kleinen und mittleren Fürstentümern, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine besonders schwierige Zeit erlebten. Lassberg erfuhr dies sozusagen persönlich, als Diener der Fürstenberg. Schliesslich werden Lassbergs Aktivitäten bezüglich «germanischer Altertümer» und die diesbezüglich vielfältigen brieflichen Kontakte verfügbar gemacht. Über diese Beschäftigung Lassbergs mit dem «Altertum» referiert der Autor in der einleitenden Abhandlung (100 S.), wo selbstverständlich die gefundenen Briefe vielfach zitiert werden.

Im Register werden die Seite der Prosopographie sowie die Nummern der Briefe an und von Lassberg angeführt.

Aus dem Briefverzeichnis sind die vielfältigen Beziehungen Lassbergs zu Schweizern leicht zusammenzustellen. Erwähnt seien hier etwa Johann Martin Usteri aus Zürich, Ildefons von Arx aus Sankt Gallen, Niklaus Friedrich Graf von Mülinen aus Bern oder der Appenzeller Johann Caspar Zellweger. Nicht vergessen wollen wir, dass der Sohn Lassbergs aus seiner Beziehung mit Fürstin Elisabeth von Fürstenberg – Hermann von Liebenau – in Reiden aufwuchs, eine Tochter der Pfyffer von Altishofen heiratete und deren Kind, Theodor von Liebenau, schliesslich luzernischer Staatsarchivar wurde.

Freiburg *Walter Troxler*

JOSEPH DE MAISTRE, *Ecrits sur la Révolution.* Textes choisis et présentés par JEAN-LOUIS DARCEL. Paris, PUF, 1989. 246 p. (Quadrige). ISBN 2-13-042620-4. 45 FF.

Ce petit recueil de textes choisis du penseur contre-révolutionnaire sarde qui, avec Bonald, incarnent le courant «théocratique» de la pensée contre-révolutionnaire est bien utile à un moment où cet adversaire de la Révolution connaît un regain d'intérêt évident.

Outre quelques repères biographiques, la présentation tente un essai d'interprétation de l'attitude de Joseph de Maistre face à la Révolution, puis analyse les différentes œuvres citées. Pas de complaisance dans cette introduction qui montre bien l'influence de la misère matérielle et des bouleversements opérés par la Révolution sur les comportements et la pensée de Joseph de Maistre, la place et l'originalité de ses idées dans le courant de la pensée européenne, par rapport à un Burke et un Herder par exemple, la filiation avec le théosophe Louis-Claude de Saint-Martin et l'illuminisme. Le présentateur met en évidence non seulement les préoccupations politiques, mais aussi religieuses de son œuvre; il ne cache pas les faiblesses de certaines analyses marquées par la propagande, mais s'efforce de comprendre sa dénonciation du protestantisme accusé d'être «le dissolvant universel».

Les textes choisis éclairent les diverses étapes de l'évolution de Joseph de Maistre, du «novus ordo» de 1793 à l'«illumination» de 1798. Les *Considérations sur la Révolution française* (1796) y ont naturellement la part belle, vu l'importance de l'ouvrage. Les *Soirées de Saint-Pétersbourg* et la *Correspondance* auraient pu être aussi exploitées, mais le choix porte exclusivement sur la Révolution qui a bien été la préoccupation majeure de la vie de Joseph de Maistre.

Belfaux *Marius Michaud*

EDNA-HINDIE LEMAY, *Dictionnaire des Constituants 1789–1791.* Préface de FRANÇOIS FURET. Paris, Universitas, 1991. LVII, 1023 p., ill., index.

Ce dictionnaire nous rappelle que la Révolution c'est avant tout les hommes qui l'ont faite. Aussi incongrue que cela puisse paraître, nous ne disposions pas jusqu'à présent de répertoire systématique de la plus grande assemblée parlementaire que la France ait connue (1315 membres). Dans la préface de ce «précieux dictionnaire de consultation», François Furet parle d'«un outil irremplaçable d'évocation historique», puisqu'ici revivent «plusieurs générations de Français rassemblés par l'événement le plus important de nos annales» (p. V). L'entreprise était, il est vrai, colossale. E.-H. Lemay a ainsi réalisé pour les Constituants ce que Kuscinski a fait pour les Conventionnels en 1916.

L'ouvrage, malgré l'austérité apparente du sujet, est de facture agréable, judicieusement illustré. Il débute par une chronologie politique des premières périodes de la Révolution, du 8 août 1788 au 30 septembre 1790. Quatre appendices complètent le dictionnaire par la présentation du bureau, des comités, des députés et des suppléants de l'Assemblée nationale, sans oublier les listes concernant les votes, les absents, les diverses protestations et les clubs. Enfin, un index thématique permet de saisir notamment les noms des principaux intervenants sur des questions majeures.

Ce répertoire biographique étant le fruit d'une collaboration entre chercheurs, archivistes, érudits locaux et généalogistes, il permet de connaître la famille, les études et la carrière du député avant d'aborder sa place à l'Assemblée nationale et son sort ultérieur. Cet instrument de travail est particulièrement pratique à utiliser, puisque sous la forme d'un *curriculum vitae* nous apparaît à la fois l'amont, le centre et l'aval de la carrière de ces fondateurs de la démocratie en France. Pour chaque personnage, le lecteur dispose d'une bibliographie contenant les archives disponibles à son sujet.

Aux côtés des grands destins, tels Mirabeau (notice rédigée par G. Chaussinand-Nogaret), La Fayette, Robespierre, Barnave, l'abbé Grégoire, Talleyrand, etc., nous dé-

couvrons tous ces notables qui entreprirent le grand œuvre constitutionnel sans animer forcément le spectacle révolutionnaire. D'un point de vue suisse on pourra lire avec profit les notices concernant, par exemple, les Alsaciens Jean-François Rewbell (p. 800-803) ou l'évêque Gobel (p. 408-409). On peut toutefois émettre quelques réserves sur des détails concernant le Corps Helvétique. L'auteur parle du baron de Juigné se retirant en 1794 à Fribourg sans préciser qu'il s'agit de la ville suisse (p. 480). Plus ennuyeux, il est question ailleurs du régiment de Chateauroux (sic) en lieu et place de celui de Châteauvieux (p. 334). La remarque discutable relative à un Roederer «faussement accusé d'avoir ordonné aux Suisses d'ouvrir le feu sur la foule lors des événements du 10. VIII. 1792» (p. 833), alors que son action fut ambiguë, nous rappelle à la vigilance critique envers tout dictionnaire si bien fait soit-il.

Il n'en reste pas moins que le superbe travail d'E.-H. Lemay et de son équipe fera date et comble une des grandes lacunes de l'historiographie française.

Fribourg *Alain-Jacques Tornare*

FRANÇOISE BRUNEL; SYLVAIN GOUJON, *Les martyrs de Prairial. Textes et documents inédits.* Avant-propos de BRONISLAW BACZKO. Genève, Georg, 1992. 478 p.

Le 1er Prairial an III/20 mai 1795 se déroule le dernier grand mouvement populaire de la Révolution à Paris. Il faudra attendre 35 ans avant de retrouver pareil sursaut populaire parisien. C'est dire l'importance de ce recueil de documents, précédé d'études critiques sur les composantes multiples et parfois troubles de cette émeute de sans-culottes.

L'ouvrage tourne autour de la personnalité du jeune Conventionnel Marie-Claude-Alexandre Goujon, condamné à mort avec 5 autres ex-Montagnards pour connivence avec les jacobins révoltés et qui préféreront le suicide collectif à la guillotine.

Sous le titre «mourir en conventionnel», B. Baczko replace l'épisode du 1er Prairial et ses suites immédiates dans son contexte. La Convention nationale déjà témoin de bien des tumultes «n'a pourtant jamais connu le spectacle d'une telle violence sinistre». Il s'en suit une «répression brutale» afin de «purger Paris de tous les éléments susceptibles de relancer une résistance populaire».

L'un des principaux apports de l'ouvrage consiste dans les 35 pages de la «Présentation de Goujon» par Françoise Brunel. Cette spécialiste de Thermidor à l'Université de Paris I remet en question l'historiographie traditionnelle de cette période, qui est moins celle de la «réaction» ou «retour à 89» que celle de la «stabilisation», la Convention «thermidorienne» entérinant nombre de conquêtes de la Révolution. (Cf. p. 21–22). Ainsi, en liquidant la gauche de la Convention, les hommes de l'An III vont «réaliser l'unité républicaine en excluant des coupables désignés comme responsables de tous les malheurs d'une révolution dont on aperçoit enfin le terme» (p. 24).

Sylvain Goujon présente pour sa part Pierre-François Tissot, futur professeur au Collège de France, beau-frère et meilleur ami de Goujon, dont il écrira en 1796 une biographie qui se trouve dans le fonds Tissot acquis en 1965 par la B.C.U. de Lausanne.

Dans la deuxième partie de cet ouvrage, quantitativement la plus importante – 390 pages – sont reproduits des «manuscrits historiques inédits». Outre la «Vie de Goujon» par Tissot, S. Goujon nous présente, complétée de notes explicatives, une «correspondance familiale de Goujon» comportant 43 lettres ou billets autographes de son ancêtre, riches d'enseignements sur les événements et les mentalités révolutionnaires.

Ce livre publié grâce au concours du Fonds national suisse de la recherche scientifique est d'autant plus précieux que les témoignages inédits sur la Révolution se font de plus en plus rares.

Marsens (FR) *Alain-Jacques Tornare*

FRANÇOISE HUGUET, *Les professeurs de la faculté de médecine de Paris: dictionnaire biographique 1794–1939.* Paris, Editions du CNRS, 1992. 753 p.

Ce volume constitue le sixième tome de la collection de l'*Histoire biographique de l'enseignement.* Conçu et publié selon les principes éprouvés des volumes précédents, celui-ci présente toutefois quelques innovations importantes qui en font sans nul doute le plus réussi et le plus complet de la série.

Tout d'abord, les limites chronologiques ont été élargies et de 1794 à 1939, ce sont au total 362 notices biographiques qui ont été recensées en un seul volume. La nouveauté principale réside cependant dans le choix de la population inventoriée. Aux professeurs titulaires (282), seuls retenus dans les volumes précédents, s'ajoutent ici les professeurs suppléants (80), ce qui nous donne une représentation plus complète de l'enseignement et de la recherche médicales universitaires. Enfin de substantielles annexes complètent encore l'information dense et riche de cette contribution majeure à l'histoire de la médecine française. En particulier, figurent un tableau chronologique des chaires (chaires théoriques et chaires cliniques), mentionnant les professeurs qui s'y sont succédé; un index des professeurs indiquant les chaires successives qu'ils ont occupées; un dernier index des noms de familles permettant une lecture croisée des notices du dictionnaire. A cela s'ajoute encore une liste bibliographique des principaux ouvrages et surtout des sources archivistiques consultées. Ces quelques éléments disent assez l'intérêt de ce travail considérable, réalisé avec grand soin dans la présentation et beaucoup de sûreté dans l'information.

Il convient de souligner surtout l'utilité du choix de la double entrée des informations, absente des volumes antérieurs. La juxtaposition d'un tableau chronologique des chaires à la liste des notices biographiques permet de suivre aisément les trajectoires professionnelles des médecins et leur insertion dans l'institution universitaire. Espérons que ce choix sera retenu pour les prochains volumes de la collection.

Dans une brève introduction, F. Huguet s'est contentée de rappeler le contexte historique dans lequel se mettent en place, autour de la Révolution française, les structures institutionnelles et pédagogiques de la médecine moderne; l'auteur annonce la parution prochaine d'une analyse sociologique des médecins. Nous patienterons jusque-là pour disposer alors d'une étude plus complète de la recherche médicale en France; ce qui nous en est proposé aujourd'hui s'avère déjà très impressionnant.

Epalinges *Bertrand Müller*

PATRICIA HERLIHY, *Odessa. A History 1794–1914.* Cambridge MA, Harvard University Press, 1991 (second printing). XIV, 411 S., Karten (Harvard Ukrainian Research Institute: Monograph Series). ISBN 0-916458-08-3; 43–1 (Paperback).

Die Geschichte Odessas von seiner Gründung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges ist – wenn auch nicht in jeder Hinsicht – eine erstaunliche Erfolgsgeschichte. In dieser Zeit wurde es zur grössten Stadt der Ukraine und immerhin zur Nummer vier in ganz Russland (hinter Petersburg, Moskau und Warschau).

Schon verschiedene geografische Faktoren waren dieser Entwicklung förderlich: Odessa verfügte über einen hervorragenden natürlichen Hafen, und die Lage an der nördlichen Schwarzmeerküste war bestens geeignet für internationalen Handel und für Kontakte sowohl über die Meerengen nach Westen als auch auf dem Flussweg nach Norden – sofern einerseits das Hinterland politisch stabil war und andererseits ein Zugang zum internationalen Markt bestand. Ersteres wurde (seit dem Ende des 18. Jahrhunderts) von Russland gewährleistet, letzteres von den sehr bald vor allem aus Griechenland einwandernden Kaufleuten.

Die Autorin schildert ausführlich und kenntnisreich, wie sich die Stadt auf dem skizzierten Hintergrund entwickelte. Dabei deckt sie mit sozial-, wirtschafts-, kultur-

wie alltagsgeschichtlichen Fragestellungen einen weiten thematischen Bereich ab. Ähnliches gilt für ihr Verständnis von *Stadt*geschichte, da sie auch die Rolle des südrussischen Hinterlandes für Odessa in ihre Arbeit einbezieht.

In den Anfängen (in der Zeit bis 1803) prosperierte die Neugründung dank vorbildlicher Planung und kaiserlicher Förderung. In den folgenden Jahren erlebte Odessa (wie das Hinterland) einen steilen wirtschaftlichen Aufschwung, und Einwanderer ganz unterschiedlicher Herkunft, unter ihnen auch Schweizer, bildeten eine rasch wachsende, multikulturelle Bevölkerung. Für das Jahr 1861 setzt Herlihy dann eine Trendwende an. Die Unterstützung durch die Regierung war ungenügend geworden in einer Zeit, in welcher Odessa u. a. die wachsende Konkurrenz anderer Hafenstädte am Schwarzen Meer und die abnehmende Bedeutung der ukrainischen Exportgüter im Welthandel zu schaffen machten. Es ist spannend nachzulesen, in welcher Form sich die sozialen, politischen und wirtschaftlichen Auseinandersetzungen des späten Zarenreiches im Mikrokosmos von Odessa abspielten.

Zur umfangreichen Quellenbais zählen amtliche russische Dokumente, Statistiken sowie Berichte ausländischer Gesandter und Reisender. In der Bibliografie fehlen allerdings wichtige deutsche und schweizerische Arbeiten, die es der Autorin erlaubt hätten, Ungenauigkeiten in einigen Details zu vermeiden (etwa S. 31f. richtig Zürichthal statt «Zürichsthal», Tardent statt «Tardan»).

Zürich *Harry Schneider*

Lacordaire. Son pays, ses amis et la liberté des ordres religieux. Actes du colloque tenu à l'Institut de France, du 1er au 2 décembre 1989. Sous la direction du GUY BEDOUELLE. Paris, Editions du Cerf, 1991. 443 p. ISBN 2-204-04259-5. 245 FF.

Quintessence d'un colloque organisé pour célébrer le cent cinquantième anniversaire de la prise de l'habit dominicain par le P. Lacordaire, cet ouvrage met en lumière les multiples facettes de l'action de ce «libéral impénitent»: à la fois prédicateur et enseignant, il n'est pas victime de cette animosité contre son temps, si répandue chez les catholiques, et qui les conduisait à déprécier systématiquement toute innovation. Il se range donc, comme le relève René Rémond, dans le camp de ceux qui aiment leur temps, sans en méconnaître les faiblesses. Ainsi, Lacordaire s'est penché sur les questions sociales et politiques, en se faisant toujours le champion de la liberté, mais dans le but consciemment poursuivi de travailler à la réconciliation de l'Eglise et du monde moderne issu de la Révolution française.

Ce livre met également en évidence l'ambiguïté de la perception de ce personnage très «moderne», précurseur de l'utilisation des médias, compromis avec Lamennais pour les uns, et démocrate pour les autres. Ainsi, à travers les contributions de vingt-six spécialistes, ce sont toutes les ambitions évoquées par le titre des actes de ce colloque qui sont atteintes. Mais en fait, au-delà des éléments biographiques, c'est une véritable fresque des enjeux religieux, sociaux et politiques de la France à un moment essentiel du XIXe siècle qui est dessinée dans des nuances d'une extrême subtilité.

Vuadens FR *François Genoud*

TADEUSZ STEGNER, *Polacy-Ewangelicy w Królestwie Polskim. Kształtowanie się środowisk, ich działaność społeczna i narodowa* (Polnische Evangeliken in Kongresspolen 1815–1914. Die Herausbildung evangelischer Gemeinschaften, ihre gesellschaftliche und nationale Tätigkeit). Gdańsk, Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego, 1992, 236 S. ISBN 83-7017-390-X.

Viele lohnende Themen aus der polnischen Geschichte sind leider weiterhin kaum in Angriff genommen worden. Das bezieht sich auch teilweise auf die Minderheitenfrage

und zugleich auf die Problematik der Gläubigen der verschiedenen Konfessionen. Das ist in gewissem Sinne eine aktuelle Frage, weil man auf bequeme, aber falsche Vereinfachung gewöhnlich zu wenig über die Bedeutung der Andersgläubigen für die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung Polens sowie für den Zivilisationsfortschritt kommt. Die meisten übrigens sind gewohnt, Polen in der Vergangenheit und Gegenwart als ein Land nur katholischer Konfession zu betrachten, in dem immer volle Glaubensfreiheit herrschte.

Das faktenreiche und fesselnd geschriebene Buch, eine Habilitationsschrift, füllt, wie schon signalisiert wurde, eine spürbare Lücke in der polnischen Historiographie aus. Der Verfasser schildert ausführlich die rechtliche, wirtschaftliche, gesellschaftliche, nationale und konfessionelle Situation der polnischen Protestanten in Kongresspolen, die dort ca. 10% aller Protestanten zählten, d.h. um die Wende des 19. zum 20. Jh. fast 40 000. Der Leser erfährt viele bisher unbekannte Einzelheiten u.a. über die «protestantischen Siedlungszentren» Warschau, Lodz, Pabianitz, Zgierz, Radom. Verhältnismässig eingehend behandelt Tadeusz Stegner den Prozess der Polonisierung der aus Deutschland nach Polen gekommenen lutherischen Immigranten. In der polnischen Umgebung haben sie sich ziemlich schnell assimiliert. Wenn sie aber untereinander blieben, fühlten sie sich länger mit der deutschen Kultur verbunden.

Für die Leser der «Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte» lohnt sich zu erwähnen, dass der Verfasser auch über die Evangelisch-Reformierte Kirche und über die polonisierten Schweizer, wie z.B. über die Vertreter der Familie Semadeni, schreibt. Diese Problematik wartet jedoch weiterhin auf eine Einzelarbeit. Am Schluss enthält dieses Buch einen Personenindex und eine deutsche Zusammenfassung.

Gdansk/Danzig *Marek Andrzejewski*

MADS OLE BALLING, *Von Reval bis Bukarest. Statistisch-Biographisches Handbuch der Parlamentarier der deutschen Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa 1919–1945.* 2 Bde. Kopenhagen, Dokumentation, 1991. XLII, 987 S., Graphiken. ISBN 87-983829-2-6 (Bde. I–II). sFr. 161.– / DM 198.– / öS 1253.–.

Der Verfasser, am Institut für Zeitgeschichte in München tätig, kommt aus Dänemark und hat während 15 Jahren bei schwieriger Quellenlage eine riesige Menge von Angaben zusammengetragen. In elf Staats- und zwei Regionalparlamenten der osteuropäischen Staaten wurde um die rechtliche Stellung der deutschen Minderheiten gerungen, die insgesamt über 110 000 Menschen zählten. Die stichwortartigen Biographien von 636 Parlamentariern geben Einblick in das Selbstverständnis der Volksgruppen; sie belegen zudem die durch Flucht, Vertreibung und Hinrichtungen gekennzeichnete Katastrophe von 1945. Auf die Darstellung des kulturellen Eigenlebens wird verzichtet, ebenso auf Vergleiche mit nichtdeutschen Minderheiten. Erfasst wird dagegen die politische und weltanschauliche Einstellung der Volksvertreter. Unter diesen finden sich auffallend viele Rechtsanwälte, Lehrer, Gewerkschaftsbeamte und Landwirte, darunter auch einer schweizerischer Herkunft: Konstantin Roduner aus Sennwald SG. Mehrere umfangreiche Register ermöglichen es, sachliche und personelle Querverbindungen herzustellen. Das Handbuch soll in erster Linie weitere Forschungen erleichtern; durch die jüngste Entwicklung im Osten hat es eine gewisse Aktualität erlangt.

Kilchberg ZH *Paul Waldburger*

MANFRED KLAUBE, *Die deutschen Dörfer in der westsibirischen Kalunda-Steppe. Entwicklung – Strukturen – Probleme.* Marburg, Elwert, 1991. 261 S., Abb. (Schriftenreihe der Kommission für Ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde E. V., Bd. 57). ISBN 3-7708-0972-6. DM 26.–.

Im Südosten der Stadt Omsk wurden am Ende des 19. Jahrhunderts zahlreiche russlanddeutsche Bauern angesiedelt, Mennoniten, Lutheraner und Katholiken. Es entstanden über 50 neue Ortschaften, von denen sich die meisten bis heute erhalten haben. Der Verfasser gibt eine gründliche Darstellung der Lebens- und Wirtschaftsformen, wobei er sich nicht nur auf Dokumente stützt, sondern auch auf die Befragung von Einwohnern. Erfasst wird auch die neueste Entwicklung, nämlich Jelzins Beschluss, einen «Deutschen Nationalen Rayon» zu schaffen (wohl in der Hoffnung, deutsche Investoren anzuziehen). Die Auswirkungen der beiden Weltkriege und der kommunistischen Revolution (Schaffung von Kolchosen) werden einlässlich dargelegt, ebenso die Bemühungen zur Erhaltung der deutschen Muttersprache durch Schule, Kirche und Presse, wobei auch Betroffene zu Worte kommen. Die Hintergründe der «Rückwanderung» nach Deutschland werden ausgeleuchtet, und ein abschliessendes Kapitel ist den ausgewanderten Russlanddeutschen in einer westfälischen Kleinstadt gewidmet. Beigegeben sind dem Buch eine Übersicht zur allgemeinen Geschichte der Russlanddeutschen, ein Kartenteil mit Plänen von Dörfern und Höfen, ein Bildteil mit fast 100 Fotos aus Alltagsleben und Brauchtum. Die anschauliche und übersichtliche Darstellung erweckt Hochachtung vor dem Durchhaltewillen der Siedler.

Kilchberg ZH *Paul Waldburger*

WOLFGANG ASCHAUER, *Zur Produktion und Reproduktion einer Nationalität: Die Ungarndeutschen.* Stuttgart, Steiner, 1992. 315 S., Graphiken. (Erdkundliches Wissen, Heft 107; Diss. Göttingen 1990). ISBN 3-515-06082-0. DM 98.–.

Hinter dem Titel steckt die Absicht des Verfassers, Schicksal und Selbstverständnis der Ungarndeutschen geschichtlich, soziologisch und psychologisch zu untersuchen und auch die ideologischen Seiten des Volksgruppenlebens zu erfassen. Die deutsche Besiedlung begann im grossen 1722, indem Grundherren Bauern anwarben, denen dann auch Kaufleute und Handwerker folgten. Kerngebiet war das Komitat Baranya mit der Stadt Fünfkirchen. Das stärkende Bewusstsein, einer grossen Sprach- und Kulturgemeinschaft Europas anzugehören, entwickelte sich nur allmählich, führte aber nie zu einer Kampfhaltung gegenüber dem ungarischen Staat, der sich seinerseits als Schutzherr magyarischer Minderheiten in den Nachbarländern betrachtete und in dieser Hinsicht auch mit dem Dritten Reich zusammenarbeitete. Das Kriegsende 1945 brachte eine zwangsweise Aussiedlung von rund 220 000 Ungarndeutschen, und der wirtschaftliche Verfall ihrer Dörfer wurde noch verstärkt durch die Kollektivierung des Grundbesitzes. Eine wesentliche Rolle für die Erhaltung der deutschen Minderheit spielten Schule, kulturelle Vereinigungen, Presse und Radio. Wichtigstes ethnisches Merkmal ist und bleibt dabei die Sprache. Der Widerstand gegen die Preisgabe der Muttersprache vollzieht sich auf verschiedenen Ebenen. Nachdem das Russische seine Vorzugsstellung als obligatorische Zweitsprache eingebüsst hatte, gewann das Deutsche an Bedeutung, da es als Zweitsprache auch die beruflichen Möglichkeiten verbesserte. Die etwas weitschweifige Darstellung von «Produktion und Reproduktion» der geistigen Eigenständigkeit der Volksgruppe stützt sich auf viel schriftliches Material, vor allem aber auf Befragungsprotokolle; diese bilden denn auch die Stärke des Buches, das zwar vom Schicksal der Ungarndeutschen ausgeht, sich aber vorwiegend mit der grundsätzlichen Problematik des Minderheitendaseins auseinandersetzt.

Kilchberg / ZH *Paul Waldburger*

CHANTAL MILLON-DELSOL, *Les idées politiques au XXe siècle.* Paris, PUF, 1991. 257 p. (Collection «Premier Cycle»).

Plutôt que de brosser un panorama détaillé des courants de pensée du XXe siècle, incluant par exemple la réflexion écologique ou les expériences théocratiques de l'Islam contemporain, Millon-Delsol a préféré se concentrer sur cinq courants marquants de l'aire occidentale: le marxisme-léninisme, le nazisme, le fascisme-corporatisme, le socialisme, le libéralisme.

Choix défendable, s'agissant d'un ouvrage destiné à des étudiants de premier cycle. L'ennui, c'est que l'auteur donne souvent l'impression d'avoir commis un essai, voir un pamphlet, plutôt qu'un manuel, tant elle oublie les règles élémentaires du genre. De manière fort évidente, le libéralisme obtient tous ses suffrages. Pourquoi pas? Mais cela explique-t-il l'accumulation, dans le chapitre sur le socialisme, des jugements de valeur définitifs sur «l'inapplicabilité du socialisme» qui est dû à «sa méconnaissance des ressorts humains fondamentaux» (p. 191)? Cela justifie-t-il la relative indulgence pour le fascisme-corporatisme, dont les aspects les plus répugnants, xénophobie et antisémitisme, sont soigneusement tus et réservés au nazisme? Et que penser de généralisations du genre: «L'esprit allemand a ceci de spécifique qu'il est profondément autoritaire et inégalitaire» (p. 97)? (Cette dernière remarque est assénée dans le chapitre intitulé «L'Etat raciste»!) Etourdie par son savoir, ses fortes convictions et sa bonne conscience, Millon-Delsol ne s'en tient pas aux considérations théoriques intempestives; professeur dans l'âme, elle distribue bons et mauvais points aux intellectuels français: saviez-vous que, face au stalinisme, seuls Maritain, Fessard et Aron furent «lucides dès l'origine» (p. 49) ...

Heureusement, *La nouvelle histoire des idées politiques* dirigée par Pascal Ory est sortie en édition de poche. Et le vieux Touchard est en réimpression...

Lausanne *Alain Clavien*

Ministero per le Armi e Munizioni. *Decreti di ausiliarietà.* Inventario a cura di ALDO G. RICCI e FRANCESCA ROMANA SCARDACCIONE. Roma, Ministero per in beni culturali e ambientali, 1991. 656 p. ISBN 88-7125-042-7 (Pubblicazioni degli Archivi di Stato, Strumenti, CXV).

Ce recueil de sources permet une approche plus précise du problème majeur posé à l'Italie de la Première Guerre mondiale, par la production de l'armement et l'approvisionnement en munitions. Au delà des structures gouvernementales (ministères et services), il est intéressant de découvrir les liens qui existaient entre l'Etat et le secteur privé. Cette collaboration à l'effort de guerre faisait l'objet de contrats, légalisés par des décrets ministériels d'«auxiliarité» (decreti di ausiliarietà).

Fribourg *Dominic M. Pedrazzini*

Lernen aus dem Krieg? Deutsche Nachkriegszeiten 1918 und 1945. Beiträge zur historischen Friedensforschung. Hg. von GOTTFRIED NIEDHART und DIETER RIESENBERGER (Arbeitskreis Historische Friedensforschung). München, Beck 1992. 448 S. (Beck'sche Reihe, Bd. 446). ISBN 3-406-34038-5. DM 24.–.

Nachdem Europa und vor allem Deutschland eine epochale Wende erlebt haben, liest man das vorliegende Buch nicht zuletzt unter dem Gesichtspunkt, wie Politik und Gesellschaft in Deutschland jeweils auf entscheidende historische Veränderungen reagiert haben. Die engeren Fragen nach dem Entstehen pazifistischer Haltungen sowie allgemeiner nach dem «Lernen aus dem Krieg» wird man vielleicht zunächst ja ohnehin vorschnell glauben beantworten zu können, vermutlich nicht gerade optimistisch

überschwenglich, möglicherweise sogar mit einem globalen und pessimistischen: «Nein, man hat nichts gelernt.»

Freilich reagieren im einzelnen Gesellschaften auf das Phänomen Krieg viel differenzierter. Dementsprechend unterscheidet der vorliegende Band, das Ergebnis verschiedener Tagungen und mehrjähriger Arbeit, vier verschiedene Bereiche: II. «Sicherheits- und aussenpolitische Entscheidungsträger» (W. Wette; J. Dülffer; G. Niedhart) – III. «Gesellschaftliche Gruppen, Verbände und Institutionen» (G. Grünewald / D. Riesenberger; H. Potthoff; W. Bührer; C. Vollnhals; A. Sywottek) – IV. «Wissenschaften und politisches Denken» (B. Faulenbach; G. Mai; O. Jung) – V. «Der Krieg im Film, in der Literatur, in Feldpostbriefen und Denkmälern» (I. Wilharm; U. Baron / H.-H. Müller; B. Ulrich; K. Latzel; S. Behrenbeck). Die Fragestellung ist klar, und der Vergleich der beiden Nachkriegszeiten erscheint sinnvoll, zumal die Autoren bei generalisierenden Schlüssen nicht zu weit gehen (zur Fragestellung: G. Niedhart; Vorbehalte durch H. Potthoff, S. 121).

Die Autoren äussern sich durchwegs zu Themen, in denen sie zu Hause sind, zuweilen enthalten einzelne Beiträge gewissermassen die Folgerungen aus den jeweiligen Spezialgebieten für die Fragestellung des Arbeitskreises. Erfreulicherweise sind – v. a. beim Bereich V. «Der Krieg in Film, in der Literatur, in Feldpostbriefen und Denkmälern» – auch eine junge Forscherin sowie mehrere junge Forscher berücksichtigt worden. Gerade die schon vom Thema her besonders anschaulichen Beiträge zum Bereich V wirken sehr ansprechend, wobei ihnen auch der theoretische und methodische Gehalt nicht fehlt.

Zu zahlreichen – zu Unrecht – nicht eben häufig behandelten Themen der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts bietet der vorliegende Band konzentrierte Beiträge, die sowohl Übersicht geben als auch geeignet sind, in die Forschung einzuführen.

Zürich *Beat Näf*

GUIDO MELIS, *Due modelli di amministrazione. Tra liberalismo e fascismo.* Rome, Ministero per i beni culturali e ambientali, 1988. 305 p.

Un des aspects importants du fascisme est constitué par une modernisation hybride de l'économie et de l'administration. Tout en préconisant une efficacité «tayloriste» et «américaine», le fascisme exalte en même temps les mythes et les valeurs d'une société héroïque et corporatiste. De cette contradiction découlent des structures et organisations ambiguës. L'étude de G. Melis illustre fort bien la présence de ce phénomène dans l'administration italienne des années 20. Vu de manière schématique, on repère l'évolution de deux modèles. Il s'agit d'une part d'une administration orientée vers le social, dirigée par les cadres fascistes et investie d'un discours politique correspondant. D'autre part, l'administration concernant l'économie se trouve sous l'emprise d'une élite capitaliste qui, bien organisée en réseaux privés, poursuit ses propres finalités. Ces deux domaines, en dépit de conflits internes permanents, encadrent, sans entrer en opposition fondamentale, le système fasciste.

Lausanne *Hans Ulrich Jost*

SALVATORE CARBONE, LAURA GRIMALDI, *Il popolo al confino. La persecuzione fascista in Sicilia.* Prefazione di SANDRO PERTINI. Rome, Ministero per i beni culturali e ambientali, 1989. 839 p. ISBN 88-7125-005-2.

Ce livre de 480 pages comporte essentiellement les notes biographiques de 1098 hommes et femmes appréhendés par la répression et la justice fasciste. Laura Grimaldi résume, dans une introduction de 37 pages, les aspects les plus importants de l'antifascisme en Sicile. Un index et des tableaux statistiques complètent ce volume riche en

information et très utile en tant que référence biographique. En même temps, il nous offre une lecture souvent émouvante de la vie et de la souffrance des gens du peuple persécutés par le fascisme.

Lausanne *Hans Ulrich Jost*

Politische Formierung und soziale Erziehung im Nationalsozialismus. Hg. von HANS-UWE OTTO und HEINZ SÜNKER. Frankfurt a. M., Suhrkamp, 1991. 253 S. (stw). ISBN 3-518-28527-0. DM 18.–.

Das Funktionieren der «Volksgemeinschaft der Unfreien und Ungleichen», wie Theodor W. Adorno die Gesellschaft des «Dritten Reiches» einmal treffend auf den Begriff gebracht hat, gibt auch heute noch Rätsel auf. Die Beiträge dieses Sammelbandes sind ganz dem Versuch gewidmet, der Entstehung und den Mechanismen des nationalsozialistischen «Vergesellschaftungsmusters» nachzuspüren. Unter den Perspektiven von «politischer Formierung» und «sozialer Erziehung», die trotz der ungewohnten Begrifflichkeit auf nichts Neues hinweisen, werden in den neun Beiträgen Probleme wie die soziale Basis des «Dritten Reiches», die Ideologie der «Volksgemeinschaft», die NS-Volkswohlfahrt, die «Arbeitserziehung», der «BDM» und die «Betriebssozialpolitik» der Firma Siemens thematisiert. Obwohl die Architektur der Studie eher zufällig wirkt, gelingt es ihr trotzdem, Einblicke in die von den Menschen erlebte Ambivalenz des nationalsozialistischen «Verbrecherstaates» (Karl Jaspers) zu geben. Die offen terroristische Seite des Regimes wurde seit dem 30. Januar 1933 durch einen falschen Schein der Normalität überdeckt, der viele Deutsche blind für den wahren Charakter des Regimes machte. Was damit gemeint ist, wird im Beitrag von Jürgen Schiedeck und Martin Stahlmann besonders deutlich, der das «Lager» als die spezifische Erziehungsform des Nationalsozialismus untersucht. Die beiden Autoren interpretieren die «Lagererziehung» nicht nur als wohl kalkulierte Strategie sozialer Disziplinierung, sondern auch als «Inszenierung totalen Erlebens», die die Menschen freiwillig in die Arme des Regimes trieb. Vielleicht wird man sich in Zukunft tatsächlich an den Gedanken gewöhnen müssen, dass die Mehrzahl der Deutschen ihrem zwölfjährigen Gefängnisaufenthalt immer auch angenehme Seiten abzugewinnen wusste.

Basel *Aram Mattioli*

BERNHARD HAUPERT, FRANZ JOSEF SCHÄFER, *Jugend zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Biographische Rekonstruktion als Alltagsgeschichte des Faschismus.* Frankfurt a. M., Suhrkamp. 1991. 352 S., Abb. (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft). ISBN 3-518-28552-1. DM 20.–.

Entgegen weit verbreiteter Vorurteile hat die Erforschung des nationalsozialistischen Alltags in den letzten Jahren grosse methodische Fortschritte gemacht. Eindrücklich bestätigt wird diese Entwicklung durch den hier anzuzeigenden Band, in dessen Mittelpunkt das Leben des völlig unbekannten Maschinenschlossers Josef Schäfer (1924–1944) steht, der seine Kindheit im saarländischen Dorf Wustweiler verbracht hat und kurz nach der alliierten Invasion als Panzersoldat ums Leben gekommen ist. Was hat die Autoren dieses Bandes bewogen, die Biographie dieses jungen «Durchschnittsdeutschen» zu rekonstruieren, dessen Leben so unauffällig verlief, dass es für die traditionelle Geschichtsschreibung nicht von Belang gewesen wäre? Für ihre mutige Entscheidung war vor allem der Umstand verantwortlich, dass sich gerade die Lebensgeschichten von «kleinen Leuten» hervorragend dazu eignen, die typischen biographischen Verlaufsformen eines soziokulturellen Milieus herauszuarbeiten. Dank einer erfindungsreichen, aber methodisch durchdachten Auswertung von Solda-

tenbriefen, Kalendereintragungen, Fotos und Interviewaussagen von Zeitgenossen zeichnen sich die exemplarischen Konturen eines Lebens ab, das sich im Spannungsfeld zwischen katholischen Milieueinflüssen und nationalsozialistischer Indoktrination bewegt hat. Den Autoren gelingt in ihrer Studie der überzeugende Nachweis, dass die autoritären Traditionen des deutschen Provinz-Katholizismus, die durch Pfarrer und Dorfschullehrer repräsentiert wurden, die Menschen in der Regel nicht in den Widerstand, sondern in die stille Anpassung gegenüber der NS-Diktatur geführt haben. Darin liegt die eigentliche Bedeutung dieser lesenswerten Studie zur Alltagsgeschichte des «Dritten Reiches».

Basel *Aram Mattioli*

LOUIS-ALBERT REVAH, *Julien Benda. Un misanthrope juif dans la France de Maurras.* Paris, Plon, 1991. 268 p.

Ce livre a beau paraître dans la «Collection biographique» de Plon, il ne faut pas s'y tromper: ce n'est pas une biographie. Un essai plutôt, dans lequel Revah tente d'expliquer la trajectoire de Benda par des facteurs purement psychologiques, liés à sa condition juive. A en croire l'auteur, Benda serait fondamentalement déchiré entre une attitude de repli, dictée par le regard dépréciatif de l'autre sur le Juif qu'il est, et son orgueil, trait distinctif de sa personnalité lié à sa certitude narcissique d'être l'élu de sa mère et de n'avoir rien à craindre de son père. L'hypothèse aurait pu offrir des aspects séduisants, car Revah se meut parfois avec finesse sur le terrain psychologique, ce qui nous vaut, par exemple, des remarques très fines sur la relation avec Péguy. Malheureusement, l'auteur voudrait voir son hypothèse tout expliquer, ce qui nuit considérablement à la démonstration. «Cette dissociation qui a son origine dans la réaction d'un être anormalement fier à une situation anormalement frustrante», Revah s'ingénie à la mettre en œuvre à chacune des 250 pages du livre. A défaut d'être convaincant, il fait preuve d'une belle imagination, et ne recule devant rien, convoquant la Vierge Marie elle-même pour des rapports incestueux dont j'espère avoir bien compris qu'ils furent réellement fantasmés et non fantasmatiquement réels. L'auteur estimant que «sous des dehors ingresques, l'œuvre de Benda se lit comme un Rorschach», les exégèses proposées sont à la hauteur du reste, et parfois savoureuses d'absurdités.

Bref, à moins de la décrypter comme un Rorschach, voilà une biographie qu'on peut ne pas lire. Heureusement, il en existe d'autres.

Lausanne *Alain Clavien*

Intellectuel(s) des années trente entre le rêve et l'action, sous la direction de DANIELLE BONNAUD-LAMMOTE et JEAN-LUC RISPAIL. Paris, Editions du CNRS, 1989. 280 p.

Ce livre rassemble une quinzaine de courtes études de lexicologie centrées sur le terme «intellectuel» dans des œuvres, des articles, des manifestes des années vingt et trente. Ces contributions sont rassemblées en trois groupes: les écrivains – Henri Barbusse, Romain Rolland, Jean-Richard Bloch, Louis Aragon, Paul Nizan et Henri Poulaille –, les revues – *Monde, La Critique Sociale, Ordre Nouveau, Etudes* – et les manifestes et congrès.

Avec ses schémas et ses équations, avec ses considérations techniques sur les beautés du comptage, l'introduction méthodologique terrorise un brin le néophyte. C'est tout songeur qu'il aborde les contributions proprement dites. Et là, miracle! La plupart des auteurs sont des spécialistes d'une revue, d'un auteur, d'une période: ils n'ont, pour la plupart, pas ou peu utilisé l'arsenal linguistico-mathématique exposé au début du livre pour écrire leur texte, mais se sont plutôt inspirés d'une approche qualitative classique. Et le regret exprimé en tête de quelques contributions de n'avoir, faute de moyens

techniques ou faute de temps, pu utiliser des techniques complexes d'analyse linguistique paraît souvent plus rituel que réel. Cette divergence frappante entre introduction méthodologique et contributions effectives renforcera le lecteur réticent dans ses doutes: l'exhaustivité des relevés d'un terme change-t-il vraiment un résultat escompté à partir d'une sérieuse approche qualitative?

A défaut d'illustrer les vertus heuristiques des techniques proposées en introduction, ces constributions proposent un intéressant panorama des diverses connotations que peut revêtir le concept «intellectuel», du prophète aristocratique à l'éducateur au service des masses. Elles témoignent ainsi de la difficulté de l'écrivain français des années trente à définir précisément son rôle social, mais aussi de la forte cohérence d'un concept qui, au-délà des diverses manières de l'intégrer à une vision du monde, implique toujours la notion de «guide». Cohérence orgueilleuse qui s'impose même à ceux qui, tels les surréalistes, tentent d'abord, vainement, de refuser et de ridiculiser la figure de l'intellectuel avant de l'accepter et d'en donner alors une définition qui, pour se vouloir personnelle, ne s'inscrit pas moins dans la connotation large du concept.

Lausanne *Alain Clavien*

PIERRE GIOLITTO, *Histoire de la jeunesse sous Vichy.* Paris, Librairie Académique Perrin, 1991. 699 p. ISBN 2-262-00800-0.

Le régime de Vichy avait l'ambition, dans le cadre de sa Révolution Nationale, d'entreprendre une réforme à long terme des mentalités et des comportements. Pour en assurer la durabilité, il convenait d'agir essentiellement sur les générations montantes, qui allaient être les forces vives de la France future. Il n'est donc paradoxal qu'en apparence qu'un gouvernement aussi gérontocratique que celui du maréchal Pétain se soit penché avec prédilection sur les problèmes de la jeunesse, et ait entrepris de façonner selon ses options idéologiques les cerveaux encore malléables.

On connaissait bien les principaux textes par lesquels on a voulu sacraliser la famille, réformer le système scolaire, créer des organisations pour encadrer les jeunes et former une élite pour l'avenir. Ce qu'on connaissait moins jusqu'ici, ce sont les aspects pratiques de ces décisions, les réactions du pays réel et les conflits provoqués par l'importance des enjeux. M. Pierre Giolitto a comblé cette lacune, grâce à un dépouillement impressionnant de documents d'archives et de textes imprimés, dont il a tiré un livre du plus haut intérêt. Il a privilégié tout ce qui concerne l'école: non seulement les orientations données aux programmes, mais aussi les conditions matérielles de l'enseignement, malgré la pénurie de papier, dans des locaux peu ou pas chauffés et mal éclairés, sous la menace constante des alertes aériennes. Compte tenu de tracasseries innombrables, et en particulier des tâches annexes qui étaient imposées aux enfants en âge de scolarité, on est surpris que l'école ait pu continuer à fonctionner tant bien que mal. Quant aux activités de l'Education nationale et des divers services chargés de la jeunesse, l'auteur en dresse un tableau dans lequel le cocasse le dispute au consternant. Il brosse également le portrait des ministres successifs, parmi lesquels Abel Bonnard apparaît particulièrement peu flatté; il ne prêterait d'ailleurs qu'à rire, s'il n'avait proclamé très haut ses convictions antisémites et antidémocratiques, et son admiration pour les jeunesses hitlériennes.

Mais les révélations les plus étonnantes du livre sont à chercher dans les chapitres consacrés aux organisations de jeunesse, aux «chantiers» où les adolescents accomplissaient un travail obligatoire censé être régénérateur, et aux institutions qui devaient former les futurs cadres, la plus connue étant celle d'Uriage. Le décalage entre les textes officiels et la réalité quotidienne, tout comme le maquillage de l'impréparation et de la mauvaise volonté sous une épaisse couche de verbiage idéologique, sont tels qu'on se demande parfois si l'auteur n'a pas cédé à la tentation de la caricature. Mais textes et références sont là pour nous prouver que la réalité dépassait déjà toutes les fictions

imaginables, et les nombreuses citations, dues parfois à des gens éminents qui n'ont guère la réputation d'avoir été pétainistes, laissent pantois; les pages concernant l'éducation physique (pp. 180–212) contiennent à elles seules un florilège des plus réjouissants.

Certes, on pourrait discuter certains jugements, quelques formules à l'emporte-pièce ou quelques redites. Mais la publication est si riche et son contenu si neuf qu'on ne peut que la recommander au lecteur – même non spécialisé – soucieux de savoir ce qu'a été la vie quotidienne des jeunes sous le régime de Vichy.

Allaman *Rémy Pithon*

Die Emigration der Wissenschaften nach 1933. Disziplingeschichtliche Studien. Hg. von HERBERT A. STRAUSS u. a. München / London / New York / Paris, Saur, 1991. 282 S. ISBN 3-598-11044-8. DM 68.–.

Im einleitenden Aufsatz wird die Wissenschaftsemigration als Forschungsproblem dargestellt und auch auf die verschiedenen angewandten Methoden verwiesen. Mittels der hermeneutischen Methode werden einzel- oder gruppenbiographische Darstellungen erarbeitet, während die computergestützte Analyse der Zitationsdaten Auskunft über Wirkung und Integration der betroffenen Wissenschafter gibt. So kann einerseits die Disziplinentwicklung und andererseits durch die Netzwerkanalyse der Grad der Akkulturation erfasst werden.

Die Aufsätze befassen sich mit den folgenden drei Bereichen des wissenschaftlichen Spektrums: Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaft. Politisch wie militärisch von grosser Bedeutung – und auch entsprechend bekannt – war die Auswanderung deutscher Kernphysiker nach Amerika. Nach dem Autor erlitt dadurch die deutsche Physik einen schweren Einbruch, während sich Amerika auf den ersten Platz vorschob. Viel weniger dramatisch, dafür um so aufbauender, war die Emigration deutscher Wissenschafter in die Türkei, wo sie den eben gegründeten Universitäten als hervorragende Lehrkräfte dienten und eine erste Generation von türkischen Forschern heranzogen. Der deutsche Sozialdemokrat Ernst Reuter beispielsweise war nicht nur Lehrer, sondern schaffte es zum Regierungsberater, um das Verkehrswesen der wachsenden Städte zu organisieren.

Für die Geschichtswissenschaft sind vor allem zwei Aufsätze aus dem letzten Bereich von Bedeutung.

Im Aufsatz von Peter Lasko über den Einfluss der deutschen Kunstgeschichte in England stellt man mit Erstaunen fest, dass Kunstgeschichte auf dem Kontinent etwas ganz anderes war, als jene auf der Insel. Erst im Laufe der dreissiger Jahre unseres Jahrhunderts wurden an den englischen Universitäten die Lehrstühle für dieses Fach eingerichtet, und somit konnten sich emigrierte Kunsthistoriker aus Deutschland einen selten grossen Wirkungs- und Einflussbereich verschaffen.

Im Aufsatz von Christhard Hoffmann über das Leo-Baeck-Institut werden die Besonderheiten der deutschsprachigen Wissenschaft des Judentums aufgezeigt. Judaistik in Deutschland wurde damals vorzugsweise von Juden betrieben, und mit ihrer Vertreibung oder Vernichtung wurde das ganze Fachgebiet für einige Jahre ausgelöscht. Da die Institute aber grossenteils nicht vom Staat, sondern von privater Seite unterhalten wurden, gelang es, verschiedene Institute mit ihren Bibliotheken als Ganzes ins Ausland zu bringen; so z. B. die kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg von Hamburg nach London. Die jüdischen Wissenschafter konnten einerseits von ihren vielseitigen und weltweiten Verbindungen zu ihren Glaubensbrüdern profitieren, blieben aber andererseits in den Emigrationsländern in ihrer Wirkung auf den jüdischen Teil der Wissenschaft beschränkt und lebten in einer Sondergesellschaft mit sehr geringer Akkulturation.

Freiburg *Walter Troxler*

CLAUDIA KOONZ, *Mütter im Vaterland. Frauen im Dritten Reich.* Freiburg, Kore, 1991. 572 S. ISBN 3-926023-14-7. DM 50.–.

Nach der Originalausgabe (New York 1986) und der französischen Übersetzung (Paris 1989) ist nun auch die deutsche Version mit einer aktualisierten Bibliographie erschienen.

Neben den zahlreichen Archiven wurden auch viele Aktivistinnen der damaligen Zeit befragt, die jedoch nicht immer auskunftswillig waren. Die Aufzeichnungen des Gesprächs mit der ehemaligen Reichsfrauenführerin Frau Scholtz-Klink zeigt sehr schön, wie schwierig die Bewertung der durch «oral history» gewonnenen Information ist.

Es geht der Autorin nicht in erster Linie darum, die in den NS-Frauenverbänden tätigen Frauen darzustellen, sondern vor allem diejenigen zu berücksichtigen, die in den zahlreichen konfessionellen Vereinen tätig waren. Unweigerlich werden dabei Frauen in leitenden Positionen berücksichtigt, die sich mit dem NS-Staat und dessen Ideologie auseinandersetzten. In dieser Auseinandersetzung werden einerseits viele organisatorische Fragen erörtert, die zu vielen Streitereien Anlass gaben. Der totalitäre Staat war nicht durchorganisiert, sondern vieles blieb im Chaos, und so konnten keine dauerhaften Machtpositionen geschaffen werden. Andererseits wird die den Frauen und Müttern laut NS-Ideologie zugedachte Rolle dargestellt, nämlich vorerst die mütterliche, die den Nachwuchs besorgte, dann aber auch die wirtschaftliche bzw. kriegswirtschaftliche Rolle: die Frau als gefragte Arbeitskraft.

Zu diesen beiden wichtigsten Fragen werden einerseits die Meinungen und Reaktionen der Organisationen und Vereine erläutert, aber auch die rein persönlichen Äusserungen einzelner Frauen dargestellt. Dass daraus für die einzelne Frau grosse Spannungen erwuchsen, ist naheliegend, wenn man sich das Spektrum von der aktiven Parteifrau über die religiöse Mutter bis zur furchtlosen Widerstandskämpferin vor Augen führt. Erstaunlich ist die Tatsache, dass die einzelnen Konfessionen gewisse Verhaltensweisen bevorzugten. So waren die evangelischen Verbände eher bei den aktiv Unterstützenden, die katholischen versuchten auf Distanz ihr eigenes Vereinsleben aufrechtzuerhalten, was gewisse Sympathien für das Hitler-Regime nicht ausschloss. Die Angehörigen jüdischen Glaubens bilden einen Spezialfall, da sie in der NS-Ideologie keinen Platz hatten und der Vernichtung ausgesetzt waren. Die Verknüpfung der privaten Ansichten mit denen der Vereine ist an sich positiv, doch ist es schwierig, die Übersicht zu behalten, da keine Organigramme der betreffenden Vereine und Verbände aufgezeichnet werden. Erschwerend kommt hinzu, dass diese Verbände zusammengelegt, umbenannt wurden und andere strukturelle Änderungen erfuhren. Mangels eines Registers ist das Auffinden von Einzelpersonen sehr mühsam, da nur eine ganz grobe Kapitelgliederung vorhanden ist.

Ein informatives Buch, dessen Gebrauch aber mit Schwierigkeiten verbunden ist.

Freiburg *Walter Troxler*

PIERRE MIQUEL, *Histoire du monde contemporain.* Paris, Fayard, 1991. 657 p. ISBN 2-213-02775-7.

Dessiner en quelque 600 pages une fresque retraçant l'*Histoire du monde contemporain* de 1945 à 1991 est une entreprise périlleuse. Les défis sont nombreux: choix des éléments à retenir, degré d'exhaustivité, piège du simple récit à éviter, etc. L'auteur se sort tout à fait honorablement de cette entreprise, même si parfois l'on peut regretter l'absence de l'analyse de quelques débats historiographiques autour de certains aspects abordés, comme l'origine de la Guerre froide ou l'intervention américaine au Vietnam, pour ne citer que deux exemples possibles. Ce côté analytique eût ajouté à la valeur de l'ouvrage.

Le plan chronologique retenu par Pierre Miquel emmène le lecteur sur un cheminement dynamique permettant de vivre ou revivre l'évolution du second vingtième siècle, de Yalta à la Guerre du Golfe. Durant cette période, des empires disparaissent, d'autres se forment puis s'effondrent à leur tour; la Guerre froide naît, vit et meurt; la bipolarité longtemps dominante cède progressivement le pas devant la multipolarité, aussi bien économique que politique. Dans le théâtre du monde, l'auteur sélectionne quelques acteurs qu'il suit plus particulièrement: les Etats-Unis, l'Union soviétique, la Chine, la France, la Grande-Bretagne, l'Allemagne et le Japon. Les scènes de l'intrigue ont pour noms Amérique latine, Afrique, Europe, Proche-Orient, Asie du Sud-Est. La pièce se déroule en trois actes. Le premier, «le monde en noir et blanc», couvre la période 1945–1957: la situation se fige en Europe en un équilibre inégal; la Chine émerge; la Guerre froide s'échauffe en Corée; le bourbier indochinois engloutit la France avant de happer les Etats-Unis. Le deuxième acte, «le globe vu du ciel», couvre la période 1957–1973: l'Afrique se libère; l'Amérique latine se convulse dans la révolution et les coups d'Etats; l'Europe se rebelle; le foyer proche-oriental s'allume pour ne jamais s'éteindre; l'Indochine humilie l'Amérique. Le troisième et dernier acte, «la guerre des étoiles», s'occupe de la tranche 1973–1991. A l'image de la complexification technologique, la constellation économique et politique se complique et l'Histoire s'accélère pour aboutir à la fin d'un monde, à la fin d'un siècle avant son terme mathématique. A ce stade, le recul historique s'estompe devant l'immédiateté et le texte devient chronique.

L'ouvrage de Pierre Miquel s'inscrit dans le domaine de l'histoire politique. L'accent porte sur l'histoire intérieure des Etats et surtout sur les relations internationales. A ce niveau, ce sont essentiellement les Etats que l'on voit à l'œuvre, mais l'auteur intègre également les forces économiques. C'est d'ailleurs un des mérites du livre que de montrer le rôle joué par certains acteurs sociétaux (les multinationales en Amérique du Sud, les compagnies pétrolières au Moyen-Orient, par exemple) dans la détermination des «intérêts nationaux» de nombreux pays. L'accès aux matières premières et les débouchés aux industries d'armements se révèlent de puissants incitateurs des conduites gouvernementales. Mais peut-on suivre l'auteur lorsqu'il parle de groupe de pression à propos du complexe militaro-industriel de l'Union soviétique, pays où Etat et société sont si imbriqués? L'action des forces plus obscures, les services secrets, est également fréquemment (trop fréquemment?) évoquée. Si les activités de la CIA en Amérique latine et en Europe sont dans certains cas avérées, ne court-on pas le risque, à ne regarder que d'un côté, d'imputer à la partie adverse une inactivité imméritée?

En définitive, cette *Histoire du monde contemporain* se révèle une utile et pertinente synthèse pour aborder une période à la fois si proche et si lointaine, qui offrira encore longtemps un vaste champ aux historiens.

Fribourg *Eric Mévillot*

Vers une mutation de société. La marche de l'Europe de l'Est vers la démocratie. Sous la direction de MIKLOS MOLNAR, GEORGES NIVAT et ANDRÉ RESZLER. Paris, PUF, 1991, 125 p. (Publication de l'Institut universitaire d'études européennes, Genève). ISBN 2-13-044246-3.

Comme le relève Erhard Busek dans sa contribution à cet ouvrage collectif, de nombreuses études théoriques ont tenté de décrire le passage du capitalisme au socialisme, alors que personne, jamais, n'a étudié sérieusement l'hypothèse inverse. On se trouve donc dans une situation de désarroi idéologique, politique et économique considérable et dramatique. Comment expliquer l'«effondrement pitoyable» des régimes communistes, pour parler comme Pierre Kende? Comment conduire une transition heureuse de l'économie planifiée vers une économie de type libéral? Com-

ment assurer une vie démocratique quand le spectre du nationalisme resurgit avec autant de virulence et que les menaces planent si visiblement sur les libertés retrouvées? Comment gérer les mutations sociétales actuellement en cours dans ces pays? Comment, par exemple, régler l'épineux problème de la propriété? Comment expliquer qu'aucune réforme radicale n'ait véritablement été appliquée à ce jour? Voici quelques unes des questions qui sont au cœur des différentes textes proposés.

L'intérêt essentiel du livre réside dans l'ambition de la majorité das auteurs, généralement historiens, de situer les changements actuellement à l'œuvre dans l'ensemble de l'Europe orientale dans un dessein plus global, en dépassant les constats ponctuels et souvent fragiles que nous propose quotidiennement la presse occidentale (après plusieurs décennies de silence sur cette «autre Europe» qu'elle redécouvre), et surtout en prolongeant les réflexions qu'ils avaient entreprises précédemment. Ainsi, Adam Michnik, l'idéologue de *Solidarité,* applique ses thèses sur l'«évolutionnisme» à la Pologne contemporaine. Pierre Kende, Hongrois exilé à Paris, poursuit sa réflexion sur le pouvoir, la démocratie et les difficultés liées à son apprentissage. Miklos Molnar, qui avait publié un ouvrage magistral, au plus chaud moment, sur les relations entre société et Etat dans l'est-européen, prolonge son analyse du rôle de la *société civile,* insistant, plus qu'auparavant, sur les dangers d'un retour au passéisme et à l'archaïsme.

Alors que l'histoire «rattrape les historiens», ce livre présente un intérêt majeur dans la difficile étude de l'évolution, toujours plus imprévisible, des ex-régimes communistes, même si les textes qui le composent, réunis à l'initiative du professeur Molnar, sont de valeur inégale. On regrettera quand même que les éditeurs n'aient pas jugé utile d'ajouter une brève notice biographique sur les douze contributeurs du livre, ce qui aurait eu le mérite, pour le lecteur non averti, de pouvoir mieux les situer.

Lausanne *Pierre Maurer*

L. H. Gann, Peter Duignan, *Hope for South Africa?* Stanford CA, Hoover Institution Press, 1991. XII, 223 S. ISBN 0-8179-8952-8. $ 9.95.

Die Autoren sind bereits durch engagiert vorgetragene, eher konservative Positionen zu Südafrika bekannt (vgl. «Why South Africa will survive», 1981). Sie fühlen sich durch die bis 1990 eingetretenen Veränderungen bestätigt. Als Gegenwartsbeschreibung ist das Buch bereits überholt. Sein Wert liegt in der Analyse der zugrundeliegenden Kräfte, insbesondere in der realistischen Darstellung der Machtverhältnisse. Laut Gann und Duignan herrscht in Südafrika keine revolutionäre Situation. Der bewaffnete Kampf hat ebensowenig zum Sieg geführt wie die Versuche zu Volksaufständen. Äussere Interventionen sind extrem unwahrscheinlich; die weisse Herrschaft ist auch unter schwierigen Bedingungen nicht zusammengebrochen wie in den Ostblockstaaten.

Der militante Antikommunismus der Autoren wirkt mittlerweile etwas verstaubt; neben Margaret Thatcher und Milton Friedman sind andere Vorbilder denkbar. Dass hingegen das Ende des Ostblocks die Ausgangssituation auch für Südafrika verändert hat, wird sich schwer bestreiten lassen. Die enge Verzahnung des ANC mit den südafrikanischen Kommunisten wirkt anachronistisch, und der ANC hat im Osten nicht nur ideologische, sondern auch wichtige materielle Unterstützung verloren. Dazu kommen die Auswirkungen der Unruhen der achtziger Jahre, bei denen die Autoren zu Recht auf die «Verschiebung vom politischen Aktivismus zum privaten Verbrechen» (S. 100) hinweisen. Das bedeutet eine Entpolitisierung und damit eine Stärkung der Position der Regierung.

Zu wenig berücksichtigt werden die zunehmende Gewalttätigkeit unter den Schwarzen und vor allem der strukturelle Interessengegensatz zwischen Stadt und Land auf seiten der Schwarzen. Für die Zukunft empfehlen die Autoren ein Modell, das die faktischen Machtunterschiede zwischen den Gruppen durch Gruppenrechte, Föderа-

lismus und Minderheitenschutz berücksichtigt, unter Abschaffung aller individualrechtlichen Diskriminierung, womit sie deutlich auf de Klerks aktueller Linie liegen. Der Ausgang der Verfassungsverhandlungen wird zeigen, ob ihre Einschätzung der Machtverhältnisse richtig ist. Der bisherige Verlauf der Ereignisse spricht zumindest ein Stück weit für sie und nicht für die (von ihnen zuweilen etwas unfair behandelten) Untergangspropheten.

Zürich *Jörg Fisch*

RAINER W. FUHRMANN, *Polen. Geschichte, Politik, Wirtschaft.* Vollständ. überarb. und erg. Neuausgabe. Hannover, Fackelträger, 1990. 224 S., Graphiken (Fackelträger-Handbuch). ISBN 3-7716-2105-4. DM 20.–.

Mit diesem Polen-Handbuch will Rainer Fuhrmann «politisch Interessierten, Schülern, Studenten und Lehrern und nicht zuletzt den Kolleginnen und Kollegen in Presse, Funk und Fernsehen ein zuverlässiges Faktengerüst an die Hand ... geben». Höhere Erwartungen weist er zurück: «Wer die vorliegende Arbeit gelesen hat, kennt nicht die polnische und litauische Geschichte. Er muss sich schon mit der Lektüre weiterer Werke (oder auch nur eines) anfreunden». Eine Einschränkung, die meiner Ansicht nach dem Anspruch eines Handbuchs nicht gerecht wird.

Fuhrmann hat sich gegenüber der ersten Auflage verstärkt auf wichtige Grundprobleme der polnischen Geschichte konzentriert, was grundsätzlich sicher sinnvoll ist. Auch wenn er die Beschreibung geschichtlicher Abläufe für die zweite Auflage gekürzt hat, liegt der Schwerpunkt immer noch deutlich auf Ereignisgeschichte, die dann ihrerseits auf dem kleinen Raum (179 Seiten Text) nur oberflächlich abgehandelt werden kann. Das gilt besonders für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Danach gewinnt die Darstellung an Tiefgang. Mit deutlichen Worten prangert Fuhrmann die deutsche Schreckensherrschaft im besetzten Polen an und zeigt, dass auch die Wehrmacht bestens über die systematische Ausrottung der Juden und der polnischen Intelligenz informiert war. Diese engagiert geschriebenen Passagen allein machen das Buch lesenswert.

Die Abhandlung der «polnischen Systemkrise(n) von 1956–1989» bietet einen guten Überblick über die strukturellen Probleme und Ereignisse dieser Periode. Sehr nützlich scheint mit die Zusammenstellung von statistischen Daten in der «Bilanz Polen 1988», einer Übersicht über die drückendsten Probleme im Jahr vor dem Umbruch. Für die Zeit von 1986 bis Februar 1990 beschränkt sich Fuhrmann ansonsten auf eine Chronik in tabellarischer Form, was angesichts der komplexen und noch nicht abgeschlossenen Vorgänge angebracht ist.

Obschon der Untertitel des Werkes «Geschichte, Politik, Wirtschaft» lautet, kommen wichtige sozialökonomische Probleme, wie z. B. die frühneuzeitliche Reagrarisierung, die sog. «Zweite Leibeigenschaft», gar nicht zur Sprache. Fuhrmann stellt keine Strukturen dar, wie es beim Konzept des Buches offensichtlich geplant war, und z. B. in der «Geschichte Polens» von Jörg Hoensch mittels kurzen Exkursen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der einzelnen Epochen realisiert worden ist.

Ausser der Ereignisgeschichte gilt seine volle Aufmerksamkeit einigen wenigen Grundproblemen, in erster Linie den deutsch-polnischen Beziehungen. Dadurch erhalten exogene Faktoren unverhältnismässig grosses Gewicht gegenüber endogenen. Natürlich spielten fremde Einflüsse in der polnischen Geschichte eine äusserst wichtige Rolle, besonders wenn man das Schwergewicht auf die politische Geschichte (Stichwort polnische Teilungen) legt. Auch finde ich es gerade heute wieder sehr wertvoll (und leider auch nötig), dass die Geschichte der so schwer belasteten Beziehungen Deutschlands zu seinem östlichen Nachbarn einer breiten Öffentlichkeit erläutert wird, damit auch der jüngeren Generation bewusst wird, warum Polen sehr empfindlich auf unbedachte Bemerkungen von deutscher Seite reagiert. Jüngstes Bei-

spiel hiefür war die Diskussion um die Anerkennung der Oder-Neisse-Grenze, bei Fuhrmann auf den Seiten 169–176 dargestellt.

Sogar die mittelalterliche Geschichte liefert Zündstoff für deutsch-polnische Kontroversen: Anhand der Frage der deutschen Ostkolonisation vom Ende des 12. bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts zeigt Fuhrmann exemplarisch, wie Geschichte interpretiert und von den Herrschenden missbräuchlich instrumentiert werden kann. Er stellt das gängige und von den Nationalsozialisten pervertierte Bild von den Deutschen als Kulturträgern in Frage und lässt auch die polnische Seite zu Wort kommen.

Zum Anhang des Buches ist zu sagen, dass Karten, statistische Daten und auch Biographien im Prinzip sehr nützlich sind. Leider lässt aber die Qualität der Karten zu wünschen übrig. Die statistischen Daten beziehen sich fast ausschliesslich auf Inflation und Einkommen, zum Teil gehen sie zu stark ins Detail und tragen mehr zur Verwirrung denn zur Information bei, vor allem wenn man bedenkt, wer mit diesem Buch angesprochen werden soll. Die Tabelle zur Entwicklung der polnischen Westverschuldung 1971–1988 möchte ich von dieser Kritik ausnehmen. Eine grosse Enttäuschung war der biographische Anhang. Hier beschränkte man sich auf 18 Persönlichkeiten der 1989 aktuellen Politik. In der Zwischenzeit hat sich schon wieder viel geändert und von den damaligen Regierungsmitgliedern sind noch die wenigsten an der Macht. Das Konzept, sich wegen den Medienschaffenden als Zielpublikum hauptsächlich auf aktive Politiker zu beschränken, ist am Tempo der Veränderungen gescheitert.

Mein abschliessendes Urteil: Für die neueste Geschichte gibt das in flüssigem, leicht lesbarem Stil geschriebene Buch einen guten Einstieg, für ältere Geschichte einen doch eher oberflächlichen Überblick.

Zürich *Rudolf Mumenthaler*

IGOR SMOLITSCH, *Geschichte der russischen Kirche.* Bd. 2. Hg. von GREGORY L. FREEZE. Wiesbaden, Harrassowitz, 1990. 536 S. (Historische Veröffentlichungen des Osteuropa-Instituts an der FU Berlin; Forschungen zur osteuropäischen Geschichte, Bd. 45). ISBN 3-447-03059-3. DM 178.–.

Dieses Buch ist die posthume Fortsetzung von Igor Smolitschs «Geschichte der russischen Kirche 1700–1917», deren 1. Band 1964 in Leiden erschienen ist. Damit liegt nun eine vollständige Darstellung der russischen Kirche in ihrer staatskirchlichen Epoche vor, d. h. in der Zeit des «Russischen Imperiums» von Peter I. bis zum Ende der zaristischen Autokratie in den Umstürzen des Ersten Weltkriegs. Das Werk repräsentiert den Stand der Wissenschaft bei Smolitschs Tod 1970, während die Bibliographie mit der neueren Literatur ergänzt wurde.

Der erste Band enthielt die fünf Kapitel über die Errichtung des Staatskirchentums, das Verhältnis von Kirche und Staat bzw. Zar, die Eparchienverwaltung, die Pfarrgeistlichkeit und über das geistliche Schulwesen. Im hier anzuzeigenden 2. Band finden sich nun noch die Kapitel VI bis IX: Sie befassen sich mit der kirchlichen Betreuung des Kirchenvolkes und der Bewahrung rechter Kirchlichkeit, mit Altgläubigen und Sekten und ihrer Bekämpfung, mit der Mission unter den nichtchristlichen Untertanen des Zaren (auch Juden) und im Ausland sowie mit der Haltung gegenüber Katholiken und Unierten, Protestanten, Anglikanern und Altkatholiken (nicht gegenüber den Armeniern). Nicht aufgenommen hat der Herausgeber insbesondere die Kapitel über das russische Mönchstum, da Smolitsch selbst diese bereits gesondert veröffentlicht hatte.

Allgemein hat Smolitsch in seiner Kirchengeschichte Geistesgeschichtliches nur gestreift, sich auf Theologisches nicht eingelassen, Liturgie und Musik nicht erwähnt. Hingegen gibt er dem Benutzer ein ausführliches Handbuch der staatskirchlichen Massnahmen im russischen Imperium in die Hand, das zweifellos für die weitere Forschung eine wertvolle Grundlage ist.

Wallisellen *Arnold Wille*

JÖRG K. HOENSCH, *Ungarn. Geschichte, Politik, Wirtschaft.* Hannover, Fackelträger, 1991. 253 S., Graphiken (Fackelträger-Handbuch). ISBN 3-7716-2109-7. DM 20.–.

Der Autor legt ein praktisches, knappes Handbuch über Ungarn vor. Wie der Untertitel zeigt, werden Geschichte, Politik und Wirtschaft beleuchtet, letztere beide jeweils in ihrem historischen Kontext. Das Schwergewicht liegt auf der Zeit nach 1945. Die Darstellung endet mit dem Austritt Ungarns aus dem Warschauer Pakt. Wer sich einen raschen Überblick über Ungarn verschaffen will (allerdings nicht in kultureller Hinsicht), ist mit diesem Handbuch gut bedient.

Langnau *Roland Müller*

BOUDA ETEMAD et JEAN LUCIANI sous la direction de PAUL BAIROCH et JEAN-CLAUDE TOUTAIN, *World Energy Production. 1800–1985. Production mondiale d'énergie.* Genève, Librairie Droz, 1991. LXIX, 272 p. (Publication du Centre d'histoire économique internationale de l'Université de Genève, 7). ISBN 2-600-56007-6.

Die von Bouda Etemad und Jean Luciani vorgelegte Studie hat den grossen Anspruch, jährliche Angaben zur kommerziellen Primärenergieproduktion aller Länder von 1800 bis 1985 tabellarisch aufzuführen. Berücksichtigt wurden dabei Stein- und Braunkohle, Erdgas, Rohöl, Elektrizität (als einzige Sekundärenergie) und Torf. Wer sich einmal im etwas umständlich aufgebauten Buch zurechtgefunden hat, entdeckt viele interessante Kontraste und Parallelen in der Entwicklung der verschiedenen Länder und Regionen. Insbesondere für die Wirtschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts ist das Buch ein nützlicher Orientierungspunkt. Als problematisch muss allerdings die fehlende Quellenangabe und -kritik bezeichnet werden, die man eigentlich bei jeder Tabelle erwarten würde. Abgesehen davon, dass die präsentierten Daten so nicht überprüft werden können, fehlen auch meistens die Hinweise auf die verwendeten Berechnungsgrundlagen. Der Weg von der Quelle zu den Serien ist damit nicht nachvollziehbar. Dass dieses Anliegen keineswegs trivial ist, zeigt das Beispiel der schweizerischen Elektrizitätsproduktion. Hier tauchen zum Teil recht grosse – möglicherweise durchaus berechtigte – Differenzen zum bisherigen Standardwerk von Walter Wyssling (1946) auf. Die mangelnde dokumentarische Transparenz, wie sie in statistischen Standardwerken sonst üblich ist, wird den Benutzer auf einen vorkritischen Glauben an «Zahlen als solche» zurückwerfen.

Ein ganz anderes Problem, welches das Buch aufwirft, ist die Frage nach den Möglichkeiten, die Weltenergiewirtschaft überhaupt in einer sinnvollen Weise beschreiben zu können. Ist die Energie*produktion* der einzelnen Länder und Regionen tatsächlich ein wichtiger Indikator für deren Volkswirtschaft? Wäre nicht die Statistik des Energie*konsums* wesentlich aussagekräftiger? Ein Blick auf die Tabellen zur Gesamtenergieproduktion (in TEC) pro 1000 Einwohner (S. 263–272) verstärkt die Zweifel: Länder mit durchaus vergleichbarer Wirtschaftsstruktur und -entwicklung weisen (aufgrund ihrer unterschiedlichen Primärenergievorräte und der gewählten Förderungspolitik) völlig unterschiedliche Indikatoren auf. Und umgekehrt lagen etwa 1985 die Mongolei (1307), Irland (1205), die Schweiz (1025), Kamerun (1014) und Frankreich (1156) auf einem, Mexiko (2915), Malaysia (2733), Nord-Korea (2435) und die Bundesrepublik Deutschland (2638) auf einem zweiten Pro-Kopf-Energieproduktionsniveau, ohne dass diese Länder von ihrer Wirtschaftsstruktur her starke Ähnlichkeiten aufweisen würden. Auch dieses Beispiel ruft nach einem ausführlichen, qualitativen Kommentar zu den einzelnen Tabellengruppen, was den Bearbeitern gleichzeitig eine geschicktere Leserführung ermöglicht hätte.

Zürich *David Gugerli*

KARL H. HÖRNING, ANETTE GERHARDT und MATTHIAS MICHAILOW, *Zeitpioniere. Flexible Arbeitszeiten – neuer Lebensstil.* Frankfurt a. M., Suhrkamp, 1990. 205 S. (stw). ISBN 3-518-28509-2. DM 16.–.

Die hochinteressante Studie befasst sich anhand einer vorläufig noch kleinen Untersuchungsgruppe mit Teilzeitarbeitenden, welche die gewonnene Zeit nicht sogleich für andere Aktivitäten verplanen, sondern in zwangloser und souveräner Weise über das immer knapper werdende Gut «Zeit» verfügen. Dieses für westliche Gesellschaften neuartige Zeitverhalten führt zur Umstrukturierung gewohnter Zeitschemata, zu veränderten Zeiteinteilungspraktiken, reflexivem Zeitbewusstsein, «Zeitwohlstand» und damit zu einem neuen Lebensstil. In Umkehrung des bekannten Diktums Franklins bewegt sich das Verhalten vom Pol «Geld» zum Pol «Zeit» hin. Man wird den Autoren zustimmen können, wenn sie den Zeitpionieren eine grosse Zukunft voraussagen, «Geld» wird in der Tat mehr und mehr ein fraglicher Wert. Die Untersuchung macht aber auch deutlich, auf welche enormen Widerstände die Pioniere zurzeit bei den Arbeitgebern noch stossen. Auch findet man in einigen Berufsgruppen das überraschende Ergebnis, dass sich die Arbeitslast kaum verringert, sondern die Zeitreduktion einfach mit einer Arbeitsverdichtung erkauft wird, was die Pioniere aber nicht abhält, ihr Vorhaben zu verwirklichen. Als soziologische Untersuchung enthält sich die Studie geschichtlicher Bezüge. Für den Historiker, vor allem wenn er sich zur angesprochenen Gruppe rechnet, bleibt, wie bei ähnlichen Studien, ein «déjà-vu»-Erlebnis: Das Verhalten der Zeitpioniere entpuppt sich als zumindest partielle Rückkehr zum Umgang mit Zeit der vorindustriellen Welt. Damals pflegte man das Phänomen mit dem schönen Worte «Musse» zu umschreiben.

Ursellen/Bern *Peter Hersche*

Historische Bildkunde. Probleme – Wege – Beispiele. Hg. von BRIGITTE TOLKEMITT und RAINER WOHLFEIL. Berlin, Duncker & Humblot, 1991. 261 S., Abb. (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 12). ISBN 3-428-07187-5. DM 98.–.

Aufgrund der zweifellos zutreffenden Feststellung, «die Historische Bildkunde ist noch immer ein ‹Stiefkind› der Geschichtswissenschaft», versuchen Herausgeber und Autoren des Sammelbands, diesem mehr Zuwendung zu schenken. Der einleitende Teil versteht sich als methodische Grundlegung. Der Herausgeber R. Wohlfeil und sein Hamburger Kollege Martin Knauer berufen sich dabei auf Aby Warburg und besonders Erwin Panofsky. Das ist etwas eng, zumal das nunmehr rund ein halbes Jahrhundert zurückreichende ikonologische Konzept Panofskys einige Schwächen hat, wie die Autoren selber zugeben. Es findet keine Auseinandersetzung statt mit andern Ansätzen etwa in Frankreich (die Annales-Schule, Ariès, das auch auf Deutsch vorliegende praktische Exempel von Chaunu), dem angelsächsischen Raum (etwa Baxandall, der mit einem provokativen Satz an versteckter Stelle in einem anderen Beitrag erscheint), aber auch deutschen Traditionen (etwa der von Künssberg begründeten Rechtsarchäologie und der stark mit bildlichen Quellen arbeitenden Rechtlichen Volkskunde, oder der Schöneschen Emblematik). Der dritte Beitrag, von Frank-Dietrich Jacob, orientiert immerhin ziemlich ausführlich über entsprechende Anstrengungen in der ehemaligen DDR. Der Wert des Bandes liegt infolgedessen nicht in diesem theoretischen Vorspann, sondern in den nachfolgenden praktischen Erkundungen, welche unter den Obertiteln «Bildpublizistik: Illustration – Propaganda – Belehrung», «Glaube: Überlieferung – Bekenntnis – Streit» und «Friede: Idee – Ausdruck – Hoffnung» insgesamt neun konkrete Analysen bieten, wobei – keineswegs ein Unglück – in den wenigsten Fällen auf das vorangehende methodische Konzept Bezug genommen wird. Was etwa Hoyer, Scribner, Harasimowicz, Kaulbach und die beiden Wohlfeil hier vorstellen, ist grösstenteils fesselnd und neu, gut dokumentiert und differenziert.

Sie legitimieren es, die Historische Bildkunde in den Kanon der an der Universität zu lehrenden grundwissenschaftlichen Fächer aufzunehmen. Auch dann, wenn eine gültige und allgemeinverbindliche Historische Bildkunde erst noch zu schaffen ist.

Ursellen/Bern *Peter Hersche*

ARTHUR E. IMHOF, *Geschichte sehen. Fünf Erzählungen nach historischen Bildern.* München, Beck, 1990. 186 S., Abb. (Beck'sche Reihe, Originalausgabe.) ISBN 3-406-34005-9. DM 19.80.

Dieses Taschenbuch zu besprechen ist einigermassen schwierig, weil es explizit für Nichtfachhistoriker geschrieben wurde, was Rezensenten definitionsgemäss eigentlich ausschliesst. Die Idee auszuführen, das Büchlein im nichtfachlichen Bekanntenkreis mit der Bitte um Meinungsäusserungen herumzureichen, hätte allerdings die Besprechung ungebührlich verzögert. Ausgehend von der unausgesprochenen Tatsache, dass die meisten Ergebnisse der quantitativen Geschichtsforschung in Laien- und selbst in Fachkreisen wenig bis nicht rezipiert werden, kehrt einer ihrer prominentesten Vertreter zur Erzählung zurück, und zwar ganz radikal, denn es sind «erfundene» Erzählungen, in deren Hintergrund allerdings der Computer steht. Die Imhof seit lange beschäftigenden Themen «Geburt, Heirat und Tod» werden diesmal anhand von Fallbeispielen, die an Bilddarstellungen, etwa der Madonna von Naters, oder spätmittelalterlichen Bilderzyklen anknüpfen, wieder aufgegriffen. Das Anliegen ist verständlich, die Absicht lobenswert, das Ergebnis indessen etwas zwiespältig. Ziel müsste ja sein, eine Synthese von Erzählung und den seit etwa einem Vierteljahrhundert versuchten Neuansätzen zu finden bzw. deren Ergebnisse dem Laien in einer verständlichen Form darzubieten. Darum hat sich Imhof in früheren Publikationen erfolgreich bemüht; eben deswegen erscheint das vorliegende Bändchen als Rückschritt. Die von ihm vor den Kunstwerken gewonnenen und teils mit Emphase vorgetragenen Erkenntnisse sind keineswegs neu (vielleicht erhebt er diesen Anspruch gar nicht). Mindestens der älteren, gerade auch an den Laien gerichteten Kulturgeschichtsschreibung, vor allem katholischer Provenienz, waren sie durchaus präsent. Allerdings muten diese Werke, deren Ausläufer noch in die Nachkriegszeit reichen, heute zu betulich an, um noch gelesen zu werden, und der in allen Konfessionen gravierende Verlust an religiösen Grundkenntnissen zwingt offenbar zu Wiederholungen des Glaubensunterrichts in Buchform. Originell und nachdenkenswert ist die Entscheidung des Verfassers, die Bildvorlagen nicht fotografisch, sondern mit selbstangefertigten Strichzeichnungen wiederzugeben. Bei der vierten Erzählung, die dem Fachhistoriker, weil in der Regel mit Skandinavien nicht vertraut, am meisten einbringt – es geht um die von der Kirche getragene allgemeine Alphabetisierung –, fehlt die bildliche Vorlage. Die fünfte Erzählung ist ganz persönlich gehalten, knüpft aber an die erste an. Statt der alles andere als tiefschürfenden Feststellung, dass die Menschen vor einer Statue hoher künstlerischer Qualität nicht andachtsvoller gekniet hätten, als vor einer einfachen, hätten wir an dieser Stelle von dem geborenen Oberwalliser beispielsweise lieber gehört, weshalb in Naters und anderswo im Kanton der Wechsel von der Prozession zur Disco, salopp gesprochen, so rasant verlief, weshalb es in der Schweiz kein markanteres Beispiel für das Umkippen einer unbefragten Tradition in eine ebenso unreflektierte Fortschrittsgläubigkeit als gerade das Wallis gibt. Eine Frage, die auch Laien interessieren müsste und nicht zuletzt politisch relevant wäre. Imhofs reflektierter Konservativismus hebt sich positiv von Versuchen anderer Sozialhistoriker ab, die «kritische» Geschichtswissenschaft ungeachtet aller Kritik durchs Band zu verteidigen. Er belegt aber auch, dass die ideale Form der Präsentierung sozialgeschichtlicher Forschung noch nicht gefunden ist.

Ursellen/Bern *Peter Hersche*

ANNIE KRIEGEL, *Ce que j'ai cru comprendre.* Paris, Robert Laffont, 1992. 864 p.

Histoire de vie à la manière des anthropologues, journal intime, traité d'histoire contemporaine, essai d'auto-analyse, ouvrage de sociologie de la connaissance: l'énorme autobiographie (plus de 800 pages) qu'Annie Kriegel vient de publier relève un peu de tout cela à la fois. Mais, c'est avant tout un témoignage hors du commun de l'une des historiennes françaises les plus marquantes, prolifiques et remarquables de sa génération, mais aussi des plus controversées, car, contrairement à la myriade d'intellectuels qui ont allègrement fait ce passage, presque en catimini, son itinéraire politique personnel, du communisme stalinien au lendemain de la guerre à une droite très marquée lui a été constamment reproché.

Un peu comme Edgar Morin dans un petit ouvrage remarquable qui était intitulé *Autocritique* (Juillard, 1959), Annie Kriegel a donc voulu, une fois pour toutes, s'expliquer sur ce revirement, puisque l'épisode communiste, qui n'a duré que quelques années dans son cursus, occupe les trois quarts du livre sinon plus, alors que les écrits sur Israël ou sa période de chroniques au *Figaro* sont à peine évoqués.

Après une enfance sans histoire en Alsace, dans un milieu modeste dans lequel «on respirait des valeurs fortes», sa condition de juive oblige sa famille établie à Paris à trouver des parades pour survivre aux terribles années de l'occupation.

C'est dans ce climat que s'est fait sa rencontre avec le communisme, la clandestinité et ses règles. Au lendemain de la guerre, elle s'inscrit à l'Ecole normale supérieure de Sèvres et fréquente le monde intellectuel parisien de l'époque, suit les cours du sociologue Georges Friedmann, de l'historien Emmanuel Le Roy Ladurie, trouve un petit job de secrétaire chez Ferdinand Braudel. Elle joue un rôle important dans le mouvement syndical étudiant, fondant avec quelques amis *Clarté,* organe des étudiants communistes dont l'ambition était de «permettre aux communistes de s'emparer, par un noyautage systématique, des leviers de commande au Quartier latin».

Si l'entrée d'Annie Kriegel sur la scène communiste est clairement datée, son départ s'est fait lui, de manière plus diffuse, progressivement, à partir d'un événement qui a profondément ébranlé les communistes du monde entier: la visite de Khrouchtchev à Tito à Belgrade, en mai 1955, dans le climat de dégel que la déstalinisation avait produit dans l'ensemble du bloc communiste.

Les amarres avec le communisme ayant été larguées, Annie Kriegel se lance dans une vaste réflexion sur le communisme, français d'abord, avec la défense d'une thèse d'Etat en 1964 à la Sorbonne sur *Les origines du communisme français* (parue chez Mouton, 1964, en 2 vol.) et la publication de nombreux ouvrages touchant à l'histoire du PCF et du mouvement ouvrier français du début de ce siècle. Parallèlement, elle élargit ses réflexions au phénomène communiste en tant que système planétaire, montrant en particulier qu'aucun parti communiste n'est réformable, et que c'est une illusion absolue que de le croire: inutile de dire que les développements récents qu'a connu le monde communiste lui ont donné, sur ce point, mille fois raison.

L'ouvrage se termine par des réflexions caustiques sur le métier d'historien et la condition de professeur dans la France contemporaine.

Ecrit avec beaucoup de sensibilité et de finesse, dévoilant chez l'auteur une «culture de gauche» hors du commun, cet ouvrage est bien, comme l'indique le texte figurant au dos de la couverture, un témoignage privilégié sur notre siècle et ses deux catastrophes fondamentales que furent l'Holocauste et le communisme, et dont nous sommes les héritiers.

Lausanne *Pierre Maurer*

PIERRE BARBÉRIS, *Prélude à l'utopie.* Paris, P.U.F., 1992. 270 p.

L'essai que nous propose P. Barbéris n'est pas un livre d'histoire, il se veut pourtant une invitation à rouvrir le débat entre histoire et littérature sous la forme d'une

provocation: «La véritable histoire, aujourd'hui comme hier, ne s'écrit pas chez les historiens mais chez les écrivains.» Curieuse invitation, en effet, que cette réactualisation d'un conflit pourtant ancien et récurrent, elle est peut-être symptomatique aussi du tournant des relations entre histoire et sciences sociales qui fait place à une confrontation nouvelle avec les disciplines littéraires, en particulier avec la critique textuelle et les théories de l'interprétation. N'insistons pas trop sur cette confusion ontologique entre la connaissance historique qui est une objectivation de la réalité et la connaissance littéraire qui se nourrit de l'expérience de l'Histoire. Par ailleurs, il y a bien longtemps, me semble-t-il, que l'histoire a renoncé à sa prétention de dire à elle seule la vérité de l'Histoire et les propos de P. Barbéris ne convaincront guère les historiens à admettre la supériorité de la littérature sur cette question.

Malgré ces réticences, le livre n'en conserve pas moins tout son intérêt, en particulier, par ses réflexions sur le temps, temps de l'historiographie et temps romanesque, ainsi que sur l'écriture. Historiens, nous ne resterons pas insensibles à l'incitation de poser un autre regard sur la littérature, nous n'ignorerons pas non plus son appel à repenser l'écriture historienne. Intellectuels, nous restons plus sceptiques sur la portée d'une nouvelle utopie qui trouve sa raison et fonde son espérance dans l'ailleurs d'un univers textuel.

Epalinges *Bertrand Müller*

Communications, 1992, N° 54, «Les débuts des sciences de l'homme», 317 p.

Les sciences sociales entretiennent avec l'histoire une relation tout à fait particulière. Elles ont pour la plupart acquis droit de cité en s'y opposant. A-historiques, sinon antihistoriques, elles n'en demeurent pas moins étroitement liées à leur propre passé; tout semble se passer comme si le moment de leur émergence, la parole des pères fondateurs ne cessaient aujourd'hui encore de leur insuffler leur propre dynamisme; comme si les grands récits fondateurs constituaient toujours l'indépassable horizon de leur problématiques. Il serait pourtant trop simple de ramener l'historicité qui paraît consubstantielle à leur développement au symptôme d'une crise permanente. C'est au contraire, me semble-t-il, parce que les sciences sociales sont aujourd'hui reconnues socialement et scientifiquement, ce qui ne veut pas dire incontestées, que leur histoire s'impose. Personne ne pourrait sérieusement nier qu'elles constituent l'un des éléments essentiels de notre modernité culturelle et intellectuelle.

D'ailleurs cette histoire aujourd'hui n'en est plus aux improvisations hâtives, elle ne se satisfait guère de reconversions désespérées, ses chantiers sont largement ouverts et depuis longtemps patiemment fouillés. Elle s'est aussi organisée depuis la création en 1986 d'une Société française d'histoire des sciences de l'homme. Ce numéro de *Communications* en est l'une des manifestations sur le plan de l'édition. Il a son origine dans un colloque sur «L'institutionnalisation des sciences de l'homme» organisé par la Société en 1987. Reprendre ici le détail des quelque vingt communications proposées serait tout à fait illusoire, je me contenterai de deux remarques générales. Premièrement, les enjeux scientifiques et sociaux qui ont marqué la naissance des sciences sociales se lisent à même le vocabulaire: sciences sociales, sciences humaines ou sciences de l'homme. Ces variations sémantiques, dont aucune ne s'est définitivement imposée, ne recoupent pas tout à fait les mêmes domaines, ni les mêmes approches de la réalité sociale, moins encore les mêmes configurations cognitives. En d'autre termes, la concurrence entre des catégories intellectuelles ou des classifications scientifiques différentes, comme la conquête d'un espace socio-professionnel et institutionnel, constituent l'une des dimensions essentielles d'une histoire des sciences de l'homme.

En second lieu, il faut souligner combien l'émergence et les voies de l'institutionnalisation des sciences sociales ont été complexes. En particulier, il faut abandonner l'idée de l'antériorité d'une institutionnalisation universitaire. L'université a constitué

certes un facteur décisif de centralisation; mais elle s'est imposée dans la plupart des cas comme fondatrice de pratiques inédites en s'opposant à d'autres traditions déjà instituées. A cet égard, l'exemple de la sociologie durkheimienne qui a triomphé de la science sociale leplaysienne est significatif. Tout aussi décisives furent les voies de l'institutionnalisation du savoir, en particulier le rôle du «déploiement disciplinaire» (J. Schlanger). La structuration de la recherche et de l'enseignement en disciplines autonomes marquait la fin du rêve hégélien de la totalité rationnelle et de l'unité systématique du savoir. Comme le souligne J. Schlanger, la discipline «se reconnaît comme locale et partielle. (...) [elle] circonscrit et renonce». Cette dernière remarque devrait nous inciter à réfléchir sur nos propres aspirations interdisciplinaires, elle plaide surtout pour une approche différenciée de l'histoire des sciences sociales, qui n'a pas pu être retenue dans ce numéro, une histoire-problème en quelque sorte, qui prendrait en compte non seulement la généalogie d'une discipline particulière, mais aussi, saisie à un moment donné, l'archéologie d'une configuration de savoirs.

Epalinges *Bertrand Müller*

GIACOMO DE MARZI, *Adolfo Omodeo: itinerario di uno storico.* Urbino, Edizioni Quattro Venti, 1988. 331 p. ISBN 88-392-0097-5. 35 000 Lit.

MARCELLO MUSTÉ, *Adolfo Omodeo. Storiografia e pensiero politico,* Napoli, Mulino, 1990. 446 p. (Istituto Italiano per gli studi storici, 34). ISBN 88-15-02707-6. 50 000 Lit.

Même si l'on ne se désintéresse pas de la personnalité d'Adolfo Omodeo (1889–1946) depuis sa disparition – la publication posthume de ses écrits et de ses correspondances et plusieurs études parues en témoignent – il manquait une analyse globale de son œuvre. Deux livres viennent combler cette lacune: ils ont en commun une méthode historiographique inspirée de Benedetto Croce mais ils s'engagent dans des voies assez différentes, en quelque sorte complémentaires.

Giacomo De Marzi, qui s'est déjà occupé d'Omodeo à plusieurs reprises, se réfère à Croce pour affirmer que l'intérêt réside beaucoup plus dans l'œuvre d'un auteur que dans son «individu empirique» (p. 7). Ce livre, dont le ton devient parfois polémique, se veut une réaction à une certaine prédominance en Italie des auteurs d'histoire sociale qui, en collaboration avec le courant catholique, auraient travaillé à une *damnatio memoriae* d'Omodeo (p.13). L'auteur présente un itinéraire lu à travers l'œuvre historique d'Omodeo, professeur ordinaire d'histoire du christianisme à l'Université de Naples depuis 1923, et en montre l'originalité et l'actualité. C'est donc une sorte de dialogue entre l'œuvre de l'historien sicilien et l'ensemble des interprétations dont elle a été l'objet. Une étude plus détaillée est consacrée à l'historicisme d'Omodeo, aux polémiques qu'il eut avec une douzaine de personnalités, allant du moderniste Buonaiuti au ministre de la Guerre Jacini en 1945, et enfin à la revue *Acropoli* qu'il fonda et dirigea en 1945–1946 au moment de la recherche d'une nouvelle structure politique pour l'Italie. Il faut se demander si une telle approche de l'œuvre si disparate d'Omodeo, qui s'occupa des origines chrétiennes, de philosophie de l'histoire, du catholicisme et de la culture française à l'époque de la Restauration, du Risorgimento, peut arriver à en offrir une vision unitaire. Le mérite du livre de De Marzi réside plutôt dans la présentation d'un panorama historiographique. Le dernier chapitre (pp. 227–324) réunit un guide bibliographique «raisonné» qui compte presque quatre cent titres d'écrits consacrés à Omodeo et à son œuvre (1914–1987).

Marcello Musté, qui en 1990 a aussi publié un ouvrage consacré à Croce, renverse la perspective de De Marzi, auquel il renvoie pour la bibliographie (p. 344, n. 1). Selon Musté c'est la personne qu'il faut saisir au-delà de son œuvre, dans le contexte culturel et politique de l'époque. Il offre au lecteur par une analyse détaillée des sources un puissant portrait intellectuel d'Omodeo. On le voit attiré vers l'étude des origines du

christianisme par E. Donadoni, se former à Palerme à l'école philosophique de l'idéalisme immanentiste et radical de G. Gentile, pour s'orienter, lorsque son maître acceptera l'alliance avec le fascisme, vers Croce. Leur collaboration étroite durera jusqu'aux divergences politiques intervenues après la chute du fascisme; Omodeo, recteur de l'Université de Naples, adhère à ce moment-là au *Partito d'Azione.* Le livre, qui analyse la pensée historiographique, philosophique et politique d'Omodeo, et son accueil ultérieur, trouve dans le libéralisme son noyau unificateur. L'historien sicilien cultive l'idéal d'une *libertà costruttrice e liberatrice* – une vraie religion de la liberté – qui s'oriente vers des instances démocratiques et sociales et se ressource auprès des protagonistes du *Risorgimento,* en particulier G. Mazzini et C. Cavour (pp. 320 et 433). Un résumé chronologique de la biographie et des œuvres d'Omodeo aurait beaucoup aidé le lecteur à se retrouver dans un ouvrage que son auteur n'a pas voulu doter d'une conclusion qui en résume les acquis.

Fribourg *Francesco Beretta*

Aus Schwaben und Altbayern. Festschrift für Pankraz Fried zu seinem 60. Geburtstag. Hg. von P. Fassl, W. Liebhart, W. Wüst. Sigmaringen, Thorbecke, 1991. 336 S., Abb. (Bd. 5 der «Augsburger Beiträge zur Landesgeschichte Bayerisch-Schwabens»). ISBN 3-7995-7505-7 gb.; 7073-X kart. DM 74.–.

Die Festschrift für den bekannten Landesgeschichtler an der Universität Augsburg versammelt 24 Arbeiten aus seinem Schülerkreis. Gerade unter diesen Umständen überrascht die thematische Weite der Arbeiten: an der langen Leine gelassene Schüler produzieren insgesamt wohl Originelleres als auf die jeweils gültigen wissenschaftlichen Dogmen eingeschworene. Umgekehrt erweist sich die regionale Konzentration auf Bayerisch-Schwaben und Altbayern (mit ganz wenigen Ausnahmen) als Vorteil: Der Leser kann sich am berühmten roten Faden halten und leichter Verbindungen zwischen den einzelnen Beiträgen ziehen. Chronologisch reichen die Arbeiten vom Hochmittelalter bis zur Nachkriegszeit. Sozialgeschichtliche Fragestellungen stehen im Vordergrund, ohne dass aber verschiedenste andere Ansätze an den Rand gedrückt würden. Von den Beiträgen, die in die fachliche Kompetenz des Rezensenten fallen, nämlich die Frühneuzeit, zeichnen sich diejenigen von Kramer, Seiler, Sponsel, Winkler und Wüst durch originellen methodischen Zugriff oder/und inhaltlich bemerkenswerte Ergebnisse aus. Die auch im Äusseren gediegene Festgabe ist ein wichtiger Schritt zu einer Regionalmonographie Bayerisch-Schwabens und belegt einmal mehr die Fruchtbarkeit landesgeschichtlicher Forschung.

Ursellen/Bern *Peter Hersche*

Eva und Helmut Börsch-Supan, Günter Kühne, Hella Reelfs, *Kunstführer Berlin.* Stuttgart, Reclam, 1991. 4., neu bearbeit. und erweit. Auflage. 525 S., Abb. ISBN 3-15-010366-5. DM 89.–.

Wer sich unter dem Stichwort Reclam-Führer wie einst ein dünnes Heftchen vorstellt, wird eines andern belehrt. Der neue Kunstführer Berlin nennt sich zwar die vierte Auflage, hat aber nichts mehr mit den Vorgängern zu tun. Ein gewichtiger Band im wahrsten Sinne des Wortes mit hunderten von Plänen und Bildern, ausführlich auch noch, was die kleinste Dorfkirche im jetzigen Gross-Berlin betrifft. Hervorzuheben ist die umfangreiche Einleitung, die uns die wechselvollen Geschicke der Stadt vorstellt und mit den anschliessend präsentierten Kunstwerken verbindet. Ein vorzügliches Buch zur Vorbereitung einer Berlinreise und – für herkulische Figuren – auch während der Reise überaus nützlich.

Zürich *Boris Schneider*